

Museum der Archäonten

Sie finden den Weg nach Amagorta - und werden Zeugen der Ewigkeit

Perry Rhodan - Heft Nr. 1471

von Robert Feldhoff

Die Hauptpersonen des Romans:

Perry Rhodan - Der Terraner als Zeuge der Ewigkeit.

Atlan - Rhodans Freund und Begleiter. Gucky - Der Ilt geht auf Nakken-Jagd.

Valinet, Sailor und Ginnimar - Drei Viperer erlangen die Unsterblichkeit.

Donovan - Der letzte der Eskuquel.

In der Menschheitsgalaxis schreibt man den Mai des Jahres 1146 NGZ. Wenn die Chance jomals bestanden haben sollte, die Geschicke der Galaktikor zu wenden, so existiert diese Chance zum gegenwärtigen Zeitpunkt längst nicht mehr. Denn die Herrschaft der Cantaro in der abgesperrten Milchstraße erscheint viel zu gefestigt, als daß die Opposition, die sich vor allem in der Untergrundorganisation WIDDER darstellt, etwas Wirkungsvolles dagegen unternehmen könnte.

Perry Rhodan und die anderen mit fast sieben Jahrhunderten Verspätung zurückgekehrten Galaktiker aus dem fremden Universum Tarkan sind sich dessen nur allzu schmerzlich bewußt, dennoch resignieren sie nicht. Dergroße Terranerkämpft selbstdann noch unverdrossen weiter, als ihm ein unbekannter Feind persönlich schwer zu schaffen macht. Erfolge und Mißerfolge der Freiheitskämpfer halten sich die Waage - und das alioin tet schon ein Wunder, wenn man die Kräfte verhältnisse bedankt, die für den Gegner spivchen. Außerdem hat ein riskantes Untemehmen der Widerständler wertvolle Aufschlüsse über die Kommandohierarchie des Gogners vermittelt.

Im Besitz dieser Informationen macht sich Perry Rhodan mit ein paar Begleitem auf, um Amagorta zu finden, das MUSEUM DER ARCHÄONTEN...

1.

Gegenwari: Ermanciuq Ja, ich ... höre, Herr. (...) Herr, ich verstehe. Ja, ich kenne die Koordinaten von Amagorta. Ich weiß von den Wachschiffen, die in deinem Auftrag... Dienst tun. (...) Sie können versagen, gewiß. (...) Diese Dinge sind fremd... für ei-nen ... meiner Rasse. Ja, ich bin zu-verlässig. (...)

Ich werde Amagorta aufsuchen. Herr. (...)

Ja, Herr. Ich... höre meinen Auftrag. Ich soll Perry Rhodan töten. (...) Diese Frage überrascht mich. Ja, Herr. Ich bin dir treu ergeben. Ich ... kenne keinen anderen Herrn außer dir.

2.

Erster Tag der Vergangenheit: *Der Zirkel des gesunkenen Mondes*

Valinet starnte aufwärts.

Seine Augen brannten; er wartete in atemloser Spannung ab. Bei ihm waren Sailor und Ginnimar, die beiden Freunde und Vertrauten, und ringsum säumten Tausende von Viperern den Zirkel des gesunkenen Mondes. Angst lag in der Luft.

Angst, aber auch Freude ... Eine scheinbar irrationale Stimmung, die sie alle befallen hatte.

Wer war unter ihnen, den die Licht-kaskaden der Sonne nicht in unver-nünftige Hochstimmung versetzen? Das Symbol war eindeutig. Der frühe Morgen war eine gute Zeit. Zwischen den Obelisken, die den Platz wie ver-steinerte, schwarze Bäume säumten, brach immer wieder das Licht des Muttersterns hervor.

Die letzten Wolken lösten sich in Dunst auf.

Und dann erschien der riesenhafte Schatten, sieben Kilometer im Durch-messer.

Das Objekt, auf das sie alle warteten. Das die automatischen Wachstatio-nen ihres Systems hinter sich gelassen hatte, ohne innezuhalten oder sich auch nur beeindrucken zu lassen.

Ein einziger Funkspruch hatte die Viperer erreicht: *Wir -kommen in Frieden. Haltet euch bereit.* Es war, als hätten diese Worte in ihnen allen etwas aus-gelöst.

Valinet atmete heftig. Dort oben kam ihre Bestimmung, dessen war er so sicher, wie es ein Wesen seines Alters nur sein konnte. Er, der an Alter den meisten seiner Artgenossen so sehr überlegen war, fühlte sich wie ein junger Mekant. So war es damals gewesen - als er die Hütewiege seiner Eltern gerade verlassen hatte. »Ich spüre etwas«, wisperte er. Rings um ihn entstand Stimmengewirr, und seine Worte gingen unter, ohne gehört zu werden.

Nur Sailor sah kurz her. Seine schneeweisse, ledrige Gesichtshaut lag in sorgenvollen Falten. Die Hände hatte er tief in den Falten seiner gelben Robe vergraben. Valinet begriff, daß sich Sailor als vielleicht einziger in der Menge der Viperer einen Rest Mißtrauen bewahrt hatte; und ihm wurde klar, daß Sailor im Recht war. Wie kommen sie dazu, plötzlich alle Vorsicht zu vergessen? Sie, die eine Galaxis unterworfen, befriedet und verwaltet hatten?

Aber er spürte es. Von dort oben kam ihre Zukunft herabgesunken. Sailor mochte klüger sein als sie alle und im Recht sein. Aber er und die anderen würden trotzdem tun, was sie tun mußten.

»Ich spüre es!« rief Valinet gegen den aufbrandenden Lärm. Über sein Gesicht glitt ein rötlicher Schimmer, ein deutliches Zeichen der Erregung. »Ich spüre es auch!« rief die sanfte Ginnimar zurück. Über den Zirkel des gesunkenen Mondes fiel der runde, riesengroße Schatten, der bald anwuchs und die Obelisken in völlige Dunkelheit tauchte. Plötzlich war Stille. Valinet wagte kaum zu atmen. Ein leises Geräusch entstand und drang bis in die hintersten Steinwinkel. Und in die Dunkelheit fiel ein Licht.

Es war eine Schleuse. In der unregelmäßig geformten, unteren Hälfte des Asteroiden war mit einem Mal ein offener Schacht, der mindestens drei-Big Meter durchmaß. Seine Wände waren mit Metall ausgekleidet, und von irgendwoher drang diffus und grell zu-gleich das Leuchten.

»Was ist?« rief jemand.

Valinet sah sich aufmerksam um, doch inmitten der dichtgedrängten Menge aus weißen, dünnigliedrigen Leibern erkannte er den Zwischenrufer nicht.

»Was ist?« hörte er nochmals. »Das ist eine Aufforderung, begreift ihr?«

Unverständliches Gemurmel war die Antwort.

Endlich trat einer der Viperer vor-sichtig unter die Öffnung. Eine unsichtbare Hand griff nach ihm und zog den Körper aufwärts.

»Kommt!« rief der unbekannte Viperer.

Valinet spürte, daß dieser mutige Mann recht hatte. Auch er fühlte sich plötzlich hingezogen zu diesem Schacht - und zu den Geheimnissen, die dahinter lagen. Ein allgemeines Drängen setzte ein. Gemeinsam mit Sailor und Ginnimar fühlte er sich in Richtung Mittelpunkt des Zirkels geschoben.

»Hört auf damit!« rief Sailor. In seinen Augen stand noch immer Furcht, und in seiner Stimme war Besorgnis. »Bemerkt ihr nicht, daß etwas falsch ist?«

»Nein!« antwortete Ginnimar. Auf ihren hohen Wangen standen winzige Schweißperlen. »Du öffnest dich nicht, Sailor. Ich bin so oft deine Bera-terin gewesen; vertraue mir.«

»Und mir«, fügte Valinet hinzu. »Um unserer Freundschaft willen!«

Valinet sah die Verzweiflung, die Saüor erfaßte. Er sah, wie der andere sich gegen den Strom der Viperer sperre und immer mehr zurückfiel. Bald war der gelbliche Flecken nicht mehr zu sehen. Im Mittelpunkt des Zirkels stiegen die Artgenossen in kleinen Pulks auf und verschwanden in der hell erleuchteten Öffnung.

»Sailor!« schrie er. »Komm mit! Du mußt dabei sein!«

Keine Antwort, dachte Valinet verzweifelt. Dabei verstand er nicht ein-mal, weshalb er sich in so ungewohnt gefühlsmäßigem Aufruhr befand. War die Landung des Asteroiden ein Ereignis, das so etwas rechtfertigte? Oder die Erkenntnis, daß es Völker im Uni-versum gab, die selbst vipersischer Technik überlegen waren? Nein. Etwas anderes war schuld. Valinet wußte, daß er es erfahren würde. Dort, gleich war es soweit. Ginnimar stand bereits nahe genug, und

er faßte mit gestrecktem Arm ihre Hand. Keiner von beiden ließ los, bis sie den Rand der Öffnung erreichten. Valinet sah noch, wie der Tag über den Zirkel des gesunkenen Mondes endgültig hereinbrach - dann trieben sie ins Innere des Asteroiden.

Zwischen den Obelisken blieb nur Sailor zurück.

*

Blendende Helle umflutete sie.

Unvermittelt war der Schacht zu Ende. Das Feld setzte sie direkt neben dem metallenen Rand ab, und sie

be-eilten sich, für die folgenden Viperter Platz zu machen. Mit dem Strom der übrigen entfernten sie sich, ließen sich über eine Straße in Richtung der nächsten Turmspitzen mittreiben.

Der Mutterstern schickte einen wah-re Lichtflut auf die Oberseite des Aste-roiden. Zwischen schlanken, verspie-gelten Bauwerken brachen sich die Strahlen und zauberten Reflexe über die gesamte Umgebung. »So sieht es also aus«, flüsterte die sanfte Ginnimar.

Noch immer hielt er ihre Hand um-klammert. Valinet schaute sich ebenso fasziniert um wie sie. »Es ist ganz anders, als ich erwartet habe«, gab er zu. »Aber es enttäuscht mich auch nicht. Es sieht... *kosmisch* aus. Diese Stadt hat schon viele Orte be-sucht.«

In den blankpolierten Turmsegmen-ten spielten tausende Farben. Einige der Bauwerke erkannte Valinet als zweckbestimmt - zum Beispiel Kraft-werke, Funkanlagen oder Schutz-schirmgeneratoren. Doch viele andere sahen aus, als hätten sie keinerlei Funktion. Die unbekannten Erbauer waren über das Stadium der Funktio-nalität längst hinaus. Sie waren keine Technokraten mehr. Sie ließen ihre Maschinen tun, was zu tun war, und sie selbst...

Valinet wurde schmerzlich bewußt, daß er den Gedankengang nicht fort-spinnen konnte. Er wußte *nichts* über die Erbauer.

Nur dieses Gefühl war in ihm. Die-ses Gefühl, daß er und die anderen ih-re Bestimmung gefunden hatten. Daß sie nun wieder über Perspektiven ver-fügten, daß sie heraus waren aus dem Teufelskreis. Nun waren die Viperter keine sterbende Rasse mehr.

Oder doch?

Was ließ ihn solch unvernünftige Si-cherheit empfunden?

Vielleicht ein psionischer Einfluß?

Gewiß, es mußte so sein. Doch er sah nichts Schlechtes in Psionik. Im-merhin entstammte er einer psi-emp-findlichen Rasse - die zwar nie eigene Parafähigkeiten entwickelt hatte, je-doch in einem Kosmos voller Psionik bestehen konnte..

»Wohin gehen wir?« fragte Gin-nimar.

»Ich weiß nicht. Irgendwohin. Eine Richtung ist so gut wie die andere. Ir-gendwo müssen wir die Bewohner der Stadt finden.«

Entlang der breiten Straße wuchsen sonderbare Gewächse aus dem Bo-den. Sie sahen aus wie gerade, eisen-harte Stangen, um deren Körper sich grüne Parasiten rankten. Überall sah man diese Pflanzenart. Ein Gedanke durchzuckte ihn. Waren *das* die Be-wohner? Eine Rasse von pflanzlichen Wesen?

Nein, unmöglich. Die Ausstrahlung, die er mit bislang verborgenen Anten-nen seines Geistes aufnahm, ent-stammte einer anderen Welle,

Die Straße mündete in eine breite, von Kristalltürmen begrenzte Allee. Fast eine halbe Stunde lang waren sie nun schon unterwegs, er und die min-destens dreitausend anderen.

Hätte er auf sein Lebensalter po-

chen und die Spitze übernehmen sol-ten? fragte sich Valinet. Aber dann wurde ihm klar, wie sehr' er die neue Umgebung genoß. Dies und die Nähe von Ginnimar. Was hätte eine Füh-rungsposition ihm nützen sollen?

Ein paar Minuten später fanden sie sich auf einem riesigen Platz wieder. Dicke Staubschichten bedeckten den Boden, als sei jahrelang kein Wesen vorbeigekommen. Hier schien der geometrische Mittelpunkt des Asteroi-den zu sein, und von allen Seiten führ-ten breite Alleen darauf zu.

Irgendwie erinnerte das Rund ihn an den Zirkel des gesunkenen Mon-des. Von hier aus die Sterne in ihrer unendlichen Vielfalt zu betrachten; es mußte ein Erlebnis sein. Hier konnte man der Schöpfung nah sein und gleichzeitig die Sicherheit der Stadt genießen. »He!«

Es war die Stimme eines Viperters, erschrocken und verwundert zu gleich.

Überall in den Kristalltürmen öffne-ten sich Fensterluken. Mindestens tausend dieser Luken unterbrachen die schimmernde Struktur der Bau-werke. Und aus jeder Öffnung schaute ein großer, runder Kopf ohne jegliche Behaarung. Kein Laut brach die Stille. Von diesen Wesen stammte die psioni-sche Ausstrahlung, die er wahrgenom-men hatte. Natürlich war der Psi-Fak-tor nichts Besonderes - und normaler-weise hätte Valinet ihn nicht einmal bemerkt.

Doch die Frequenz stimmte so un-glaublich überein mit der der Viper-ter... Ein historiseher Augenblick, überlegte Valinet-, während er wie hypnotisiert auf die vielen Schädel starre, die aus den Luken hingen. Plötzlich verschwanden auf ein gehei-mes Kommando hin sämtliche Köpfe gleichzeitig. Die Viperter warteten ruhig ab.

Es dauerte kaum zehn Minuten, bis sich aus Torflügeln ein Strom der Fremden ergoß. Die anderen mischten sich unter sie, ohne ein Wort zu verlie-ren. Valinet erkannte, daß sie etwas größer waren als

durchschnittliche Viperter, um die hundertachtzig Zentimeter hoch. Ihre Köpfe waren kugelförmige, aufgeblasene Gebilde, scheinbar zu schwer für die schmalen Schultern. Ansonsten jedoch ähnelten sich die beiden Rassen. Sie trugen Roben, die sich in erster Linie farblich von denen der Viperter unterschieden. Die Kleidungsstücke bestanden aus sonderbarem Stoff, alle im Grundton Schwarz gehalten und mit glitzernden Körnern bestreut. Der Schnitt jedoch war fast identisch. Eines der Wesen blieb vor Valinet stehen, ein weiteres vor Ginnimar. Die Art der Begegnung versetzte ihn in höchsten Entzücken. Nicht der kleinste Anflug von Aggressivität; Friedfertigkeit und Übereinstimmung waren auch zwischen Wesen möglich, die einander noch nie vorher gesehen hatten.

Unvermittelt erhob sich in der Mitte des Platzes eine kleine Plattform aus Energie. Darauf stand einer der Fremden.

»Viperter!« rief er in leicht verzerrtem, jedoch verständlichem Standard-idiom. »Unsere Stadt besucht eure Stadt. Der Zufall war es, der uns in eure Sterneninsel verschlagen hat. Aber wir erkennen, daß ihr uns ähnlich seid ... Wir sind vom Stamm der *Eskuquel*, wir sind die Ruhelosen. Ihr dagegen wohnt seit Jahrtausenden schon auf eurem Planeten. Erkennt, daß ihr den falschen Weg beschreitet!« Geflüster entstand unter den Vipertern.

Valinet wagte nicht, sich daran zu beteiligen. Ihm gegenüber wartete noch immer einer der Fremden. Es

Bild 1

war etwas völlig anders, dem Sprecher auf seiner Plattform zuzuhören, als diesem Wesen hier direkt gegenüberzustehen. Valinet hielt wortlos dem Blick der großen, neugierigen Augen stand.

»Ich bin Normanis«, sagte der andere. Mit einem Finger seiner schmalen, sechsgliedrigen Hand deutete er auf den Eskuquel, der neben ihm Ginnimar ansah. »Und das ist Vivi-hair. Wir haben euch gespürt, seit wir die Grenzen des Systems passiert haben.«

»Und wir euch«, antwortete Ginnimar mit leuchtenden Augen. »Ich werde diese Stadt nie wieder verlassen. Ich werde mit euch ziehen.«

»Das ist es, was wir ersehnen.« Vivi-hair streckte impulsiv die Arme aus und berührte Ginnimars Schultern. »Wir sind nichts ohne euch, und ihr nichts ohne uns.« »Und was sind wir gemeinsam?« fragte Valinet. »Wir werden es herausfinden«, versprach Normanis.

Indessen fuhr der Eskuquel auf der Plattform fort: »Bemerkt ihr die Ähnlichkeit zwischen unseren Völkern? Sie ist unverkennbar. Selbst die genetischen Muster werden die Verwandtschaft belegen. Wir sind Stämme des-selben Urvolks, die verschiedene Wege gegangen sind. Und nun, nachdem ein ganzes Zeitalter vergangen ist, treffen wir uns wieder ... Wir beide sind Abkömmlinge der V'Aupertir! Die Eskuquel befinden sich im Zeitalter der Wanderung, so wie viele andere Stämme. Ich fordere euch Viperter auf: Kommt mit uns auf den langen Weg!«

»Aber wohin soll der Weg führen?« rief einer der Viperter laut.

Einen Augenblick lang hielt der Sprecher inne. Dann antwortete er: »Ich weiß es nicht. Keiner weiß es. Wichtig ist allein der *Weg zu den Sternen!*«

Von nun an verstand Valinet nur noch die Hälfte der Diskussion, die geführt wurde. Irgendwann nahm Ginnimar ihn bei der Hand und führte ihn weg.

»Es wird bald Nacht«, sagte sie. »Wir müssen uns beraten. Bis morgen haben wir Bedenkzeit.«

»Bedenkzeit?« fragte Valinet verwirrt. »Was gibt es zu bedenken?«

»Wir haben ein Sternenreich zu verwalten. Wollen wir das alles aufgeben?« »Ja«, antwortete er, ohne darüber nachzudenken.

»Und wir haben Sailor. Wollen wir ihn zurücklassen?«

Diesmal fiel ihm die Antwort we sentlich schwerer. Valinet senkte den Kopf und folgte ihr in den Schacht, der sie hinuntersinken ließ in den Zirkel des gesunkenen Mondes. Die Obe-lisken lagen in tiefem Schatten.

*

Sailor folgte dem Bericht mit starren Zügen.

»Und ihr glaubt all das? « wollte der Gefährte verbittert wissen. »Sie haben nur ein paar Minuten lang mit euch gesprochen. Was ist das schon? Kann man deswegen alles zurücklassen?«

»Das kann man«, antwortete Vali-net. Er hob verzweifelt die Arme. »Wenn ich dich doch nur überzeugen könnte, Sailor! Gut, wir sind die Herr-scher der Sterneninsel Maudaan. Wir sind es seit vielen Jahrtausenden. Aber was haben wir heute noch davon?«

»Wir bewahren den Frieden«, ant-wortete Sailor ernsthaft .»Wir verhin-dern, daß tiie Völker in Streit geraten und sich gegenseitig auslöschen.«

»Das ist viel.« Ginnmars hohlwan-giges Gesicht zeigte deutlich ihren in-neren Zwiespalt. »Aber wir sind nur Diener in unserer Rolle. Es genügt mir nicht, nur Diener zu sein. Wer weiß, wie lange das noch der Fall sein wird.«

»Vielleicht für immer«, flüsterte Va-linet.

Er erinnerte sich.

Vor vielen tausend Jahren war er ge-boren. Schon in der Hütewiege, in der Korona des Muttergestirns, traf er mit Ginnimar und Sailor zusammen. Ge-meinsam wuchsen sie auf, erhielten ihre Ausbildung, die Mekanz, und ver-ließen den Heimatplaneten im Zeh-trum Maudaans.

Dann jedoch trennten sich ihre Wege.

Er verrichtete seinen Dienst in den Außenbezirken, die beiden anderen leiteten Handelsstationen in den Nachbargalaxien. Etwas Eigenartiges geschah: Valinet alterte kaum. Er be-hielt den größten Teil seiner jugendli-chen Spannkraft, während alle übri-gen Besatzungsmitglieder seiner Mis-sion längst aus Altersschwäche gestor-ben waren.

Er war anders als die übrigen Viper-ter. Seit langem wußte man, daß die Entwicklung hin zu gesteigerter Le-bendsdauer ging. Die Zahl der Viperter sank im selben Maß. Er jedoch war ein Evolutionssprung - Valinet erkannte, daß er fast unsterblich war.

Jahrhunderte später kehrte er zu-rück ins Zentrum von Maudaan. Es gab zwei weitere Fälle dieser Langle-bigkeit; nämlich Ginnimar und Sailor. Vielleicht hatte es daran gelegen, daß sie unter denselben Umständen aufge-wachsen waren. Nur entdeckte nie-mand die wahre Ursache. Womöglich eine Strahlung in der Korona des Mut-tersterns. Oder etwas anderes ... Und was an diesen Umständen trennte sie von der Masse der Viperter?

Valinet und die beiden anderen nutzten ihren Vorteil.

Sie stiegen zu bedeutenden Mitglie-dern der Rasse auf. Mit der Zeit aller-dings zogen sie sich von allen offiziell-

len Geschäften zurück und beobachte-ten nur noch. Immer mehr gerieten sie in Vergessenheit; und immer schmerzlicher wurde ihnen klar, daß die Viperter ein toter Ast der Evolu-tion waren. Sie würden aussterben, bevor eine höhere Entwicklungsstufe erreicht war.

Doch nun...

Nun war alles anders. Nun waren die Eskuquel da. Es gab eine neue Per-spektive.

*

Im Laufe der Nacht erreichte sie die Nachricht, daß weitere Asteroiden-städte die Systemgrenze überflogen. Die Fremden waren Nomaden. Scheinbar ohne Ziel suchten sie den Kosmos nach etwas ab, was sie nicht kannten. Aber sie hielten eine gemein-same Richtung. Das bewies die An-kunft der neuen Städte.

Auch diese Städte gingen über dem Planeten nieder. Sie wählten schein-bar beliebige Siedlungen der Viperter und landeten dort. Valinet war sicher, daß in diesen Augenblicken viele neue Kontakte stattfanden. Wie groß würde die Zahl derer sein, die zurückblie-ben? Morgen schon konnte ihre Hei-mat verwaister Boden sein.

Aber Valinet war nicht traurig dar-über.

Kein Zustand dauerte ewig an. Wer nicht imstande war, rechtzeitig Verän-derungen herbeizuführen, ging unter. Der Kosmos war ein Strom, kein Zu-stand.

»Sailor«, sagte er deshalb, »wir müs-sen gehen. Und ich kann nur hoffen, daß du es verstehst. Ich bitte

dich, um unserer Freundschaft willen: Komm mituns!«

Die sanfte Ginnimar nahm Sailors Hände und sah ihn zärtlich an. Ein Funke von Eifersucht erwachte in Valinet - doch er hielt rechtzeitig seine Gefühle im Zaum. Seine Zeit würde kommen. Irgendwann, irgendwo zwischen den Sternen würde sie ihn so ansehen.

Sailor wand sich. »Laßt mir Zeit«, bat er.

»Das geht nicht«, antwortete Ginnimar. »Wenn das erste Sonnenlicht in den Zirkel des gesunkenen Mondes fällt, beginnt die Reise.«

Sailor stand abrupt auf und ging zur Tür. Wie so oft steckten die Hände tief in den Falten seiner Robe, als müsse er sich an irgend etwas festklammern. »Sucht mich nicht«, sagte er. »Laßt mich in Ruhe.« Doch Ginnimar fragte weiter. »Wirst du mit uns kommen?«

»Ich weiß es nicht, verdammt!« Sailor explodierte fast. Er wandte sich ab und verließ mühsam beherrscht den Raum.

In dem Augenblick war Valinet fast sicher, daß er den Gefährten zum letzten Mal gesehen hatte. Wenige Stunden noch, dann war es soweit. Er und Ginnimar suchten ihre Wohnzellen auf. Sie verstauten ihre wenigen Hab-seligkeiten in Nullgravbündeln und machten sich auf den Weg zum Zirkel. Dort verbrachten sie den Rest der Nacht.

*

Zehntausende von Vipertern fanden sich ein. Es mochte sich um neun Zehntel aller Einwohner handeln, die in der Umgebung lebten. Wenn nicht mehr... Dabei hatte höchstens ein Drittel dieser Zahl die Asteroidenstadt selbst besucht.

Aber die anderen, überlegte Valinet. Sie mußten von Freunden alles erfahren haben. Schließlich spürten auch sie die Anziehungskraft der Eskuquel. Doch das machte nichts, weil in der riesigen Stadt Platz genug für noch mehr Bewohner war.

»Es wird Zeit«, sagte Ginnimar. »Wir starten bald.«

Gemeinsam mit den anderen setzten sie sich in Bewegung. Die Bündel auf ihren Rücken spürten sie kaum. Valinet dachte an die Stadt, die wie ausge-storben gewirkt hatte, ohne jedes Leben. Viele Jahrhunderte hatte er hier verbracht. Und nun erwachte in ihm doch noch die Wehmut; es war ein Abschied für immer.

Natürlich gab es nichts von Wert, was er zurückließ. Fast nichts... Denn da war immer noch Sailor.

»Komm, Valinet.«

Ginnimar zog ihn am Ärmel seiner Robe mit. Sie schlossen sich den letzten Vipertern an, die auf den Schacht zueilten. Nur noch hundert von ihnen drängten sich unter der Öffnung, dann fünfzig, vierzig, zuletzt nur noch zehn.

»Wir sind die letzten«, flüsterte er.

»Länger können wir nicht warten«, sagte Ginnimar bedauernd. »Sonst geht die Reise ohne uns los. Willst du das?«

Valinet antwortete nicht. Er drehte sich um und starre zurück auf die Obelisken, die die ersten Strahlen des Muttersterns durchfallen ließen und ein langgezogenes Schattenmuster auf den Boden zeichneten.

»Er kommt nicht mehr.« Ginnimar zog erneut an seinem Ärmel. Ihre Stimme wurde fordernd. »Valinet! Es ist Zeit!«

»Ein paar Sekunden noch«, bat er.

Der Freund aus vielen Jahrtausenden hatte sich gegen die Sterne entschieden. Er mußte es akzeptieren, re-dete sich Valinet ein, kein Viperter glich dem anderen ganz. Der eine spürte es, der andfere tiicht. '

»Ja, ich komme«, sagte er.

War da ein Geräusch von oben? Panik erfüllte ihn. Flog die Asteroidenstadt ab? Nein, jetzt hörte er es wieder. Es war das leise Scharren eines Stiefelpaars. Endlich trat die Gestalt in der gelben Robe zwischen den Obelisken auf den Platz. Auf ihrem Rücken hing ein volles Nullgravbündel.

»Sailor!« rief er.

Ginnimar brauchte ein paar Sekunden länger, bis sie sich gefangen hatte. Dann schrie sie auf, rannte hin zu ihm und fiel Sailor um den Hals. In Valinets Freude mischte sich erneut das Gefühl der Eifersucht.

Aber er machte sich frei davon.

»Ich bin froh, daß du da bist.«

Valinet wartete ab, bis die beiden bei ihm waren und faßte ihre Hände. Gemeinsam traten sie einen Schritt vor. Das Antigravfeld erfaßte sie und trug sie hinauf.

Am Ende des Schachtes erwarteten sie bereits drei Eskuquel. Alle trugen die bestäubten, schwarzen Roben, die für ihr Volk typisch waren. Der erste war Normanis, der zweite Vivihair.

Doch den dritten Eskuquel kannte Valinet nicht. Er war noch größer als seine zwei Artgenossen, knapp unter zwei Metern sicherlich, und hatte ei-nen etwas kleineren Kopf. Der Schä-del wirkte nicht aufgeblasen, sondern kompakt und gedrungen.

»Da seid ihr ja!« rief Normanis. »Wir haben auf euch gewartet!«

»Ihr seid die letzten!« fügte Vivihair hinzu.

Valinet und seine Freunde kamen langsam näher. Im Hintergrund schimmerten die Konturen der Kristalltürme, mit im Sonnenlicht strahlenden Spitzen. So würde es von nun an immer syssefeeUjr^enn sie auf ei-nem Planeten hielten. Valinet fragte sich, wie es im Weltraum sein würde ... Vielleicht ein Meer aus Re-flexen.

»Die letzten?« wunderte sich Ginni-mar. »Woher wollt ihr das wissen?«

»Es könnten Nachzügler kommen«, bestätigte Valinet.

»Nein, das ist unmöglich.« Der frem-de der drei Eskuquel ergriff zum er-sten Mal das Wort. »Entschuldigt, daß ich meinen Namen noch nicht ge-nannt habe. Ich heiße Donovan. Ihr müßt wissen, wir haben von der Kurs-zentrale aus euren Ort vermessen. Darin hält sich kein lebendes Wesen mehr auf. Ihr seid alle hier.«

»Keine Ausnahme!« wollte Valinet erstaunt wissen.

»Nein, keine Ausnahme.« Donovans Gestik war hektisch, die Augen jedoch strahlten Ruhe aus. »Und genauso sieht es in den übrigen Städten aus. Der Planet ist fast leer. Die Viperter sind auf unsere Asteroiden überge-wechselt.«

Valinet dachte nach. Er hätte nie-mals erwartet, daß die Anziehungs-kraft der Eskuquel sich zu einem solchen Fieber auswachsen würde. Fast der ganze Planet war leer; das hieß, über drei viertel aller Viperter, die es in Maudaan noch gab, würden irgend-wohin verschwinden. .

»Ich habe eine Bitte«, sagte Valinet. Dabei wandte er sich nicht an Norma-nis oder Vivihair, sondern an Dono-van. Irgendwie spürte er, daß gerade diesem Eskuquel eine übergeordnete Funktion zukam. »Du hast gesagt, daß unser Ort ohne Bewohner ist...«

»Das stimmt«, gab der andere zu-rück.

»Dann ist es nicht mehr notwendig, Rücksicht zu nehmen. Dort unten gibt es etwas, was wir brauchen.*

»Warum habt ihr es nicht mitge-bracht?« fragte Vivihair verwundert. Seine großen Augen schauten verständnislos.

»Weil es zu groß für das Gepäck ei-nen einzelnen Viperters ist. Es handelt sich um den Zirkel des gesunkenen Mondes.«

Ein paar Sekunden lang herrschte

Schweigen. Sowohl die Eskuquel als auch Sailor schauten ungläubig, Gin-nimar jedoch hielt bestärkend seine Hand fest.

»Unmöglich!« rief Vivihair. »Der Platz in unserer Stadt ist begrenzt!«

»Wie kommst du auf die Idee?« frag-te Sailor. »Du hättest dir denken kön-nen, daß die Bitte unerfüllbar ist.«

»Nein, Sailor, du irrst dich.« Valinet achtete plötzlich nicht mehr auf ihn. Vivihair oder Normanis, sondern nur noch auf Donovan, den geheimnisvol-ten Dritten. »Im Zentrum dieser Stadt existiert ein großer, freier Platz. Er ist von Staub bedeckt.«

»Das muß nichts heißen«, wandte Sailor ein; als ob es seine Sache sei, sich zum Sprecher des Eskuquel zu machen.

»Doch. Dieser Platz wird nicht ge-nutzt. Bis zu unserer Ankunft dort hat ihn lange Zeit niemand mehr betreten. Damit soll Schluß sein. Wi'r müssen die Obelisken versetzen und unseren Zirkel mitnehmen. Das ist der wert-vollste Besitz unserer Kultur.«

Sailor wollte erneut aufbegehren, doch Donovan schnitt ihm das Wort ab.-

»Du hast recht«, sagte er. »Von heu-te an sollen unsere Völker eins sein. Es geht nicht an, daß der eine Teil nur nimmt und der andere nur gibt. Die Viperter sollen den Zirkel als gemein-samen Besitz einbringen. Das ist nur gerecht.«

Eine halbe Stunde später säumten Zehntausende von Vipertern und Es-kuquel die Straßen, die auf den Platz im Zentrum der Stadt zuführten. Den Platz selber betrat niemand.

Ohne Vorwarnung veränderte sich etwas. Valinet begriff zuerst nicht, was es wahr. Dann aber sah er, daß der Horizont schwankte. Der rötliche Himmel wanderte seitwärts, bis der aufgehende Mutterstern im Zentrum stand.

Die Stadt drehte sich!

Sie war ja im Grunde ein Raumfahrzeug, mit künstlicher Atmosphäre und mächtigen Maschinen, die für das Wohlergehen der »Besatzung« sorgten. Von der Kurszentrale aus wurde der Asteroid gekippt. Immer mehr geriet die graue Oberfläche des Planeten ins Blickfeld, dann der Rand der v-pertischen Stadt, und am Ende hing ein Meer aus Gebäuden über ihnen.

Valinet stand sicher auf dem Boden. Die künstliche Schwerkraft wirkte der natürlichen Anziehungskraft entgegen.

»Da unten!« flüsterte er. »Seht ihr den Zirkel?«

»Ja«, gaben Sailor und Ginnimar zurück. Ginnimar sagte noch etwas, aber im aufkommenden Gemurmel aus zehntausend Kehlen verstand Valinet ihre Worte nicht.

Am subjektiven Himmel tauchten Lichtstrahler den Zirkel in helles Licht. Einer der Obelisen erzitterte sichtbar. Er schien sanft aus seinem Fundament zu gleiten und fiel auf die Stadt herab. Kurz über dem Platz kam der Obelisk zum Stillstand. Er drehte sich und sank in eine Grube, die Ser-viceroboter zuvor ausgehoben hatte.

Der Reihe nach folgten die übrigen der zehn Meter hohen Gebilde. Insgesamt waren es vierundzwanzig - vergangene Generationen hatten für jeden Schritt in Richtung Frieden/den die Viperter in Maudaan hatten tun können, einen Obelisen aufgestellt. Am Ende standen sie im exakt selben Abstand zueinander wie vorher. Nun aber wirkten sie nicht mehr wie tote, alte Baumstümpfe. Zwischen den Türmen aus Kristall wurde ein Symbol des Lebens daraus.

Der Zirkel des gesunkenen Mondes ging mit auf die Reise.

»Dies hier ist die Kurszentrale«, erklärte Donovan. Seine ruckartige, schnelle Geste umfaßte das gesamte Gewölbe. In der Tat wirkte die Zentrale mehr wie eine natürlich gewachsene Höhle, in deren Zwischenräume man modernste Maschinen gebaut hatte.

Dann deutete er auf eine Batterie von blinkenden, schnarrenden Geräteblöcken. »Und das sind unsere Computer. Sobald sie den Ladevorgang abgeschlossen haben fliegen wir zu den Sternen zurück. Bald geht die Reise los...«

In seinem gedrungenen, kompakten Gesicht zeigte sich ein Schimmer von Vorfreude.

»Welcher Ladevorgang?« wollte Sailor wissen.

»Wir zapfen die v-pertiscfien Daten-speicher ab, die zurückbleiben. Damit verfügen wir nicht nur über das Wissen der Eskuquel, sondern auch über eures.«

Sailors Züge wirkten plötzlich gespannt. »Du hättest um Erlaubnis fragen müssen«, wandte er ein. »Du kannst nicht einfach über die Hinterlassenschaft der Viperter verfügen.«

»Doch, das kann ich«, antwortete der große Eskuquel mit aller Aufdringlichkeit. »Eskuquel und Viperter, diese Völker existieren ab heute nicht mehr. Ab heute sind wir eins. Was euch gehört, gehört auch mir.« Und, mit einem versöhnlichen Blick auf Sailor: »Aber es gilt auch umgekehrt. Was uns gehört, gehört auch dir, Sailor.«

»Dann wirst du Kontrolle über die Kurszentrale. Ich will bestimmen können.«

Donovan trat wortlos zurück.

Sailor tat ein paar hilflose Schritte, sah die unüberschaubare Vielfalt der Kontrollen an und schwenkte resigniert die Arme.

»Ich verstehe«, sagte er bitter.

»Nein, das ist nicht wahr.« Donovan legte ihm begütigend die Hände auf die Schultern. »Aber bald. Sowie die Stadt gestartet ist und wir im Welt Raum sind, werden wir uns im Zirkel des gesunkenen Mondes versammeln. Wir werden einen neuen Steuermann wählen. Wenn die anderen es so wollen, kannst du dieser Steuermann sein.«

»Wer war es bisher?« fragte Valinet zurück.

»Ich.« Der Fremde verzog das Gesicht zum Anflug eines Lächelns. »Aber ich werde von meinem Amt zurücktreten.«

3.

Zweiter Tag der Vergangenheit: *Die Straßen des Universums*

Ein Zittern durchlief die Türme des Asteroidenstadt. Der Anblick ihres Heimatplaneten fiel von einer Sekunde zur anderen weiter zurück. Immer rascher - und ebenso schnell richteten die Viperter ihren Blick in Richtung Zukunft.

»Wohin fliegen wir?« fragte Valinet. Er, Ginnimar, Sailor und die drei Es-kuquel saßen im Zirkel des gesunkenen Mondes am Boden.

»Das Ziel ist nicht wichtig«, antwortete Donovan. »Aber die Bewohner der Asteroidenstädte sind Nomaden. Deshalb gibt es eine Richtlinie, die die Steuerleute gemeinsam festgelegt haben. Wir werden die Galaxis N'Entyl anfliegen.«

»Ich kenne diesen Namen nicht.« Valinet starnte in den Himmel. Sie verließen die Atmosphäre des Heimat-planeten, wo für die meisten von ihnen die Hütewiege gestanden hatte. Nun mußten die Völker der Galaxis Maudaan ihre Verwaltung in die eigenen Hände nehmen. Valinet wünschte sich vor allem, daß kein Krieg entstehe. Der Mutterstern wanderte aus seinem Blickfeld.

Mit einem Mal waren ringsum Hundertausende von Lichtpunkten. Sie hatten in ihrer fliegenden Stadt das Weltall erreicht. Offenbar ließ der Schutzhelm, der den Luftdruck hielt, Licht ohne Brechung passieren. Ein alles durchdringender silbriger Schimmer spielte über den Spitzen der Kristalltürme. Dies also war das zweite Gesicht der Stadt; so sah es aus, wenn sie auf der Reise waren.

Valinet bemerkte, daß er unwillkürlich den Atem angehalten hatte. Er holte tief Luft, legte den Kopf weit in den Nacken und stellte sich vor, allein im Mittelpunkt des Universums zu schweben ... Hier war dies möglich, besser als in jedem Raumschiff und jeder Sternwarte.

»Valinet!«

Ginnimar holte ihn sanft in die Wirklichkeit zurück.

»Er hat geträumt«, behauptete Sai-lor fast boshaft. Sein weißes, ledriges Gesicht zeigte eine Spur von Angriffs-lust.

»Nein«, wehrte sich Valinet. »Ich habe lediglich naehgedacht. Über die Es-kuquel und speziell über Donovan.«

Der Steuermann der Stadt schaute überrascht. »Was gibt es über mich nachzudenken?«

»Dein Aussehen! Weshalb bist du so groß gewachsen? Niemand von den anderen sieht aus wie du. Ihre Augen sind größer, genauso wie die Köpfe.«

»Du hast richtig beobachtet. Vivi-hair strich seine Sternenrobe glatt und erhab sich flink. »Im Laufe der Jahrtausende haben wir Eskuquel uns ge-netisch verändert. Wir haben immer wieder versucht, uns den Erfordernis-sen anzupassen.«

»So ist es«, bestätigte Donovan. Seine Hände befanden sich in ständiger Aktivität. »Ich bin ein Überlebender, ein überholtes Modell. Ich bin viel älter als die anderen in der Stadt. Niemand weiß, warum.«

Valinet warf Ginnimar und Sailor einen warnenden Blick zu. Sagt es nicht! hieß das. Bewahrt unser Geheimnis! Kaum jemand unter den Viperern wußte noch, wie alt sie drei in Wahrheit waren - und aus irgendeinem Grund wollte Valinet auch nicht, daß die Eskuquel es erfuhren.

Ein schlechter Anfang für ihre Beziehung, dachte er. Aber zumindest gründete sich der Neuanfang nicht auf eine Lüge. Gewiß hatten auch die alten Bewohner der Stadt Geheimnisse.

»Eines Tages wird auch die heutige Form der Eskuquel überholt sein«, spann Normanis den Faden fort.

»Wir und die Viperer, wir sind jetzt ein Volk. Mit Sicherheit sind wir genetisch kompatibel. Angehörige unserer beiden Volksgruppen können miteinander Kinder zeugen. Wir werden sehen, wie in tausend Jahren die Bewohner der Stadt aussehen.«

Schweigen kehrte ein.

Nach einer Weile verabschiedeten sich Normanis und Vivi-hair, dann gingen auch seine Freunde. Valinet sah nicht, welchen Blick Sailor Ginnimar zuwarf.

»Jetzt sind wir allein«, sagte Donovan. »Ich habe dich beobachtet.«

»Und was hast du gesehen?«

»Deine Reaktion. Ich bin ein scharfer Beobachter. Du hast ein Geheimnis.«

»Das ist richtig. Aber ich werde dich einweihen, Donovan, weil wir etwas gemeinsam haben.«

»Ist es ... das Alter?«

Valinet starnte den andern verblüfft an.

»Ich habe doch gesagt, daß ich ein scharfer Beobachter bin.«

Ein Lächeln glitt über Valinets Zü-

ge. Nachdenklich strich er über seine düngliedrigen Arme. »Du hast recht«, gab er zu. »Es ist das Alter. Sai-lor, Ginnimar und ich, wir sind die drei ältesten Mitglieder der Viperer. Aus irgendeinem Grund sterben wir nicht. Es ist wie bei dir: Keiner weiß, warum.«

»Aber ich habe eine Theorie.« Do-novan erhob sich in einer fließenden Bewegung. In seinem Körper

steckte mehr Kraft, als von außen sichtbar war. Seine Robe verhüllte offenbar dicke Muskelbündel. »Ihr drei und ich sind Vorläufer eines neuen Typus ... Immer mehr von unserer Art werden auf die Welt kommen. Das Leben im Kosmos hinterläßt seine Spuren, Valinet.«

»Was willst du damit sagen?« »Ganz einfach: Unser Volk ist auf dem Weg zu körperlicher Unsterblichkeit. Vielleicht wird es hunderttausend Jahre dauern, bis es soweit ist, vielleicht ein paar Millionen. Aber wir vier - wir *werden* diesen Zeitpunkt noch erleben.«

Die Eindringlichkeit der Vision raubte Valinet den Atem.

»Deshalb hast du es richtig gemacht, Valinet.« »Was?«

»Du hast verschwiegen, daß Sailor, Ginnimar und du etwas Besonderes darstellen. Auch Normanis und Vivi-hair müssen das nicht wissen. Die Vorboten einer kommenden Zeit sind nicht immer beliebt. Sie werden zum Objekt des Neids. Oder sie sichern sich rechtzeitig eine Vormachtstellung, so wie ich.«

»Du kannst nicht-ständig die Macht in Händen halten«, wandte Valinet ein. »Wohin soll das führen?«

»Ich weiß, du hast recht.« Nachdenklich lehnte sich Donovan an einen der Obelisken. Sein hochgewachsener Körper schien trotz aller Kraft plötzlich zerbrechlich. »Ich habe den ersten Schritt getan. Ich mache Sailor den Weg frei.« »Und dann?«

»Ist das nicht offensichtlich? Wir vier sind potentiell unsterblich. Das müssen wir nutzen. Wir haben die Pflicht, unser Volk auf seinem Weg zur nächsten Stufe der Evolution sicher zu leiten. Das können wir nicht als Führer oder Herrscher. Wir können es nur als verborgene Kraft, deren Bedeutung niemand kennt.«

»Die Eskuquel wissen, daß du sehr langlebig bist.«

»Das stimmt. Aber die Zeit arbeitet für uns. Irgendwann werden sie es vergessen haben.«

Wenige Tage später erreichten sie über eine Schwarze Sternenstraße die Galaxis N'Entyl. Die Stadt nahm Kontakt mit den anderen Asteroiden auf, die vor ihnen bereits angelangt waren. Sie erfuhren, daß fast neunzig Prozent der Viperter Maudaan verlassen hatte. Ein Volk von zwölf Millionen ... Nun war es verteilt auf das knappe hundert der Asteroidenstädte.

Donovan berief eine Versammlung ein. Sie versuchten, sich auf dem Zirkel des gesunkenen Mondes zu treffen, doch für vierzigtausend Personen war der Platz zu klein. Daher wählten sie eine der Alleen, die, von Kristalltürmen gesäumt, erleuchtet dalag. Lautsprecherfelder übertrugen die Worte der Sprecher bis in den hintersten Winkel.

Auf dieser Versammlung wurde Sai-lor zum neuen Steuermann gewählt.

Zum einen sagten die Eskuquel, man solle als Gastgeschenk einen Viperter bevorzugen - ein sicheres Zeichen, daß ihnen die Vereinigung wirklich am Herzen lag. Auf der anderen Seite stand eine gewisse Antriebslosigkeit der neuen Bewohner. Die meisten waren froh, keine Verantwortung übernehmen zu müssen.

Es gab keine Gegenkandidaten.

Und die Eskuquel und Viperter beschlossen, einen gemeinsamen Namen zuführen.

Von diesem Tag an nannten sie sich *Amarena, das Volk*. Einheitssprache wurde das Standardidiom vom Maudaan. Auf diese Weise mußte sich keiner der beiden Volksgruppen besonders umstellen, da die Lautsprachen der Viperter und Eskuquel sich weitgehend ähnlich waren. Ein Jahr später stellte sich heraus, daß ihre Versammlung die erste dieser Art überhaupt gewesen war. Alle übrigen Städte übernahmen die Beschlüsse.

Die Stadt setzte ihre Reise fort.

Jahrhunderte vergingen. Sie sahen ferne Galaxien und trafen fremde Völker. Kontakte wurden hergestellt und gingen wieder verloren. Viele Wesen waren so fremdartig, daß niemand imstande war, mit ihnen auch nur einen verständlichen Gedanken zu tauschieren. Andere wiederum reagierten auf den kleinsten Fehler mit Mordlust oder völliger Isolation. Oft war es nur die hoch entwickelte Technik, die die Amarena davonkommen ließ.

Valinet, Ginnimar, Donovan und Sailor beobachteten aus einer gewissen Distanz heraus die Wanderung der Amarena. Viele starben, Eskuquel und Viperter, und Nachkommen wurden in die Welt gesetzt.

Zunächst wiesen die Kinder in bunter Mischung Merkmale beider Völker aus. Donovans ungewöhnlicher großer Körperbau fiel bald niemandem mehr ins Auge. Doch Sailor entwickelte ein Programm genetischer Optimierung.

Das Erbgut beider Elternteile wurde vor der Verbindung im Labor bearbeitet. So entstand kein Produkt des Zufalls mehr, sondern ein junger Amarena, der die Vorteile der Eskuquel und Viperter in sich vereinigte.

Neue Städte wurden gebaut.

Sailor gab die Führerschaft über die Stadt auf, um ebenso wie die drei anderen in der Anonymität unterzutau-chen.

Zeitweise entstand ein ungeheurer Geburtenüberschuß, der zur Verdop-pelung der Bevölkerung führte. Bald starben Vivihair und Normanis, und mit ihnen war das Wissen um Dono-van, Valinet, Sailor und Ginnimar fast verschwunden. Wen interessierte es, daß die vier länger lebten als andere? Von dieser Sorte Amarena gab es in-zwischen yiele. Doch niemand be-merkte das wahre Alter der vier. Und die Mentalität der Amarena än-derte sich.

Die neue Generationen waren nicht mehr daran interessiert, ständig neue Wunder des Universums zu sehen. Sie sahen nicht länger nur die Schönheit, sondern auch Elend, Not und Kriege. Es war ein Prozeß, der sich über viele tausend Jahre erstrecktel

Valinet und die anderen vollzogen den Wechsel mit. Schließlich be-schleunigten sie die Wandlung des Geistes sogar nach Kräften. Das Zeit-alter der Wanderungen ging zu Ende. Was aber stand nun bevor? Es kam zum ersten Mal darauf an: Ob sie im-stande waren, das Volk aus dem Hin-tergrund heraus zu leiten, würde sich bald erweisen.

Sie trafen sich im Zirkel des gesun-kenen Mondes.

Ringsum standen im Sternenlicht die Obelisken, deren Anblick den Amarena so vertraut geworden war. Aber kaum jemand brachte noch die Tage der Eskuquel und Viperter damit in Verbindung.

Es war so wie früher: Ein dicke Staubschicht bedeckte den Boden, und kaum ein Amarena verirrte sich hierher. Das Leben spielte sich in den Kristalltürmen und unterirdischen Kavernen ab. Die Mekanten vergnügen-ten sich mit kleinen Raumbooten -und in den technischen Anlagen leg-ten sie ihre Prüfungen ab. »Da seid ihr ja!« rief Valinet freund-lich.

Er hatte die drei anderen minde-stens ein Jahr lang nicht zu Gesicht bekommen, denn sie verbrachten nur wenig Zeit miteinander. Valinet litt nicht darunter. Nur Ginnimar fehlte ihm oft. Aber wie sollte er sie zu mehr bewegen? Vielleicht mit der Zeit... Dabei übersah er, wieviel Zeit schon vergangen war. »Hallo, Valinet!« Ginnimar trat auf ihn zu, umfaßte seine Schultern und rieb ihre hohlen Wangen an seinen. Sailor und Dono-van setzten sich.

»Habt ihr alle nachgedacht?« fragte Sailor. »Habt ihr die Lösung ge-funden?«

»Eine eindeutige Lösung für unsere Probleme gibt es nicht«, antwortete Donovan. »Und das weißt du genau, Sailor. Ein Zeitalter geht zu Ende. Das neue muß gestaltet werden - aber wir können nur versuchen, ein wenig in die richtige Richtung zu steuern. An-sonsten geht die Geschiehte ihren ei-genen Weg.«

»Die richtige Richtung?« Ginnimar lächelte ironisch. »Wie sieht die aus?«
»So, wie wir es schon seit Hunder-ten von Jahren vorhersehen«, gab Do-novan zu Antwort.

Valinet kam auf die Beine, richtete sich auf und starre zwischen zwei Obelisken in den Sternenhimmel hin-aus. Mit aller Entschiedenheit unter-stützte er die Worte des hochgewach-senen Eskuquel. »Donovan hat recht«, sagte er. »Die Amarena wollen wieder Verantwortung tragen. Sie wollen Gu-tes bewirken. Zeigen wir ihnen die Möglichkeit däzu!«

»Wie denn?« Sailors weißes, ledri-ges Gesicht sah hoffnungslos aus. »Wir sind ein wanderndes Volk. Oder wollen wir zurückkehreri nach Mau-daan? Vielleicht hat man dort auf uns gewartet, zwanzigtausend Jahre lang...«

»Ich verstehe dich«, sagte Valinet mitfühlend. »Du glaubst, daß es für uns nirgendwo einen Platz gibt.«
»Ja.«

»Aber du irrst, Sailor. Wir sind weit herumgekommen. Überall gibt es Not und Kriege. Und überall dort gibt es auch einen Platz für uns.«

»Wir werden nicht willkommen sein.«

Daraufhin schwieg Valinet. Er wuß-te, daß der andere recht hatte.

»Trotzdem, Sailor«, begann Dono-van nachdenklich. »Willkommen oder nicht willkommen, es ist immer eine Frage des Standpunkts. Denen, die aus dem Elend Gewinn ziehen, wer-den die Städte der Amarena Feinde sein. Aber bedenke die vielen, die uns brauchen. - Und«, fügte er hinzu, »wir brauchen die anderen.«

»Was willst du sagen?« erkundigte sich Ginnimar mit plötzlichem Inter-esse. »Ich weiß nicht, ob ich dich ver-stehe...«

»Das ist doch eindeutig«, platzte Sailor dazwischen. »Donovan will, daß wir gegen den Willen der

Betroffene Frieden stiften.«

»Ja«, stimmte der Eskuquel mit dem quadratisch gedrungenen Gesicht zu, »so kann man es sehen. Was ist dagegen einzuwenden?«

Mit diesen Worten hatte er Sailor den Wind aus den Segeln genommen. Denn in einem waren die vier sich einig: Der Friede war das höchste Gut - auch, wenn es immer Völker gab, die ihn brachen. »Also?« Sailor's Frage war ein Zugeständnis.

Er vergrub die Hände tief in den Taschen seiner Sternenrobe.

»Ich habe einen Vorschlag«, sagte Donovan. »Wir nehmen uns die Galaxis Maudaan zum Ausgangspunkt. Von dort aus bauen wir eine möglichst große Insel des Friedens auf.«

»Aber wie?« fragte Ginnimar. »Die Amarena werden nicht kämpfen. Wir haben keine Waffen. Wir haben nicht einmal viel Kontakt untereinander. Woher soll die Koordination zwischen den Städten kommen?«

»Hmm.« Valinet überlegte laut. »Wenn ein gemeinsames, von allen anerkanntes Ziel da ist, werden alle Asteroidenstädte gemeinsam fliegen und arbeiten.«

Sailor sprang in einer Mischung aus Frustration und Ärger auf. »Ginnimar hat recht: Welches Ziel sollen wir verfolgen ohne Kampf? Sollen wir den Frieden *predigen*? Galaxien nur mit dem Wort befrieden?«

»Das ist unmöglich«, pflichtete Ginnimar bei.

»Ich stimme euch zu«, sagte Donovan. Ein geheimnisvoller Ausdruck stahl sich in seine Züge. »Wir werden weder kämpfen noch reden; wir werden den Völkern etwas geben ...«

*

Endlose Jahrtausende der Forschung schlossen sich an. Die Amarena perfektionierte ihre Methode, große Entfernung zu überbrücken. Bald waren sie soweit, rund um Maudaan ein weites Netz von Schwarzen Löchern zu beherrschen.

Mit ihren Städten ließen sie sich unter einen Ereignishorizont fallen, erkundeten die Verhältnisse dort und suchten nach n-dimensionalen Verbindungen. Wenn es möglich war, setzten sie spezielle Funkbojen aus. Aus den kodierten Datenfolgen ließ

sich der Passageweg zum nächsten Black Hole ermitteln.

Viele Versuche waren nötig - und einige davon endeten im Mißerfolg. Immer wieder verschwand eine der Städte zwischen den Dimensionen, wurde im Wirbel der Akkretionsscheiben zerlegt oder explodierte einfach. Doch die Amarena ließen nicht nach. Versuch und Irrtum gingen weiter.

Am Ende verfügten sie über beliebig viele Möglichkeiten, von einem Schwarzen Loch aus das andere zu erreichen. Nun begann die Phase, an der sich die vier Unsterblichen besonders intensiv beteiligten.

Bestimmte technische Voraussetzungen waren nötig. Sie brauchten Stationen, die unterhalb des Ereignishorizonts arbeiten konnten; und die dementsprechend für die Ewigkeit gemacht waren. Die Stationen sollten alle Objekte auf einen Kennungsimpuls hin ans Ziel befördern; und zwar auch solche, die nicht über das technische Niveau der Asteroidenstädte verfügten.

Die Herausforderung war enorm. Sie wurde nur deshalb angenommen, weil die neuen Amarena-Generationen bereits extrem langlebig waren. Sie dachten nicht mehr in Jahren oder Jahrzehnten ... Ihr Maßstab war das Jahrzehntausend. In der Tat vergingen mehr als hunderttausend Jahre. Was kein Wesen im bekannten Universum zuvor versucht hatte, schien ihnen zu gelingen.

Das Labyrinth unterhalb der Ereignishorizonte wurde ihnen vertraut wie anderen Völkern das Weltall. Mit volliger Selbstverständlichkeit bereisten die Asteroidenstädte die Schwarzen Sternenstraßen. Schon die Eskuquel hatten diese Möglichkeit erkannt - aber die Amarena schöpften sie aus. Nach langer Zeit war es soweit. Eine gigantische Automatfabrik stieß alle tausend Jahre fünf fertige Kontrollstationen aus. Natürlich umgab ein Ring aus Wachplattformen den geheimen Staridort - doch nie kam es zu irgendwelchen Zwischenfällen.

Die Stationen wurden installiert. Das Netzwerk stand. Jetzt fehlten noch die Passagiere.

*

»Ich bin sicher, es wird klappen.« Valinet stand mit Donovan in der verlassenen Kurszentrale. »Ja«, gab er zu, »wir haben so lange darauf gewartet. Wo wollen wir beginnen?«

»In Maudaan«, sagte der hochgewachsene Eskuquel. Mit einer schnellen Handbewegung aktivierte er einen Schirm und ließ darauf den 3-D-Plan der Galaxis erscheinen. »Seit mehr als zehntausend Jahren herrscht dort Krieg. Wir müssen die Vergeudung von intelligentem Leben beenden.«

»Und wie stellen wir es an? Erhalten sämtliche beteiligten Parteien eine 'Generallizenz?«
Donovan antwortete nicht direkt, sondern ließ die Bilder zweier verschiedener Wesen auf dem Schirm erscheinen. Das linke sah aus wie ein Baumstamm mit beweglichem Schmarotzerbewuchs, das andere war eine weißgeschuppte Amphibie.

»Das Baumwesen gehört zur Rasse der Nolosff. Die Nolosff sind äußerst aggressiv und in diesem Krieg die treibende Kraft. Die anderen, die Wasserbewohner, heißen Muunia. Sie sind hinterhältig und gute Strategen. Keine der beteiligten Parteien beherrscht die intergalaktische Raumfahrt. Wenn wir diesen beiden Rassen das gesamte Netz zur Verfügung stellen ... Ich will nicht an die Folgen denken. Es wäre Verheerend.«

»Ich verstehe«, murmelte Valinet konzentriert. »Sie würden ihren Krieg über den gesamten Straßenbereich austragen.«

»So ist es. Niemandem wäre geholfen. Deshalb machen wir es anders. Wir stellen sowohl den Nolosff als auch den Muunia einen separaten Bereich zur Verfügung. Am besten fünf Routen pro Volk.«

»Ein guter Plan«, stimmte Valinet zu. »So geraten sie nicht mehr aneinander. Sie werden noch ein paar Jahre

lang Krieg führen, aber dann verlieren sie das Interesse.« »Jedenfalls hoffe ich das.« Donovan

ließ mit zufriedener Miene den Schirm erlöschen. »Also sind wir uns einig?

Bei der nächsten Versammlung schlagen wir die Nolosff und die Muunia vor?«

»Ja. Ich bin sicher, man betraut uns mit der Ausführung.«

*

Zumindest teilweise schlug Donovans Plan fehl.

Der Krieg der beiden Völker dauerte noch über zweitausend Jahre an. Doch wenn es etwas gab, was die Amarena hatten, dann war es Zeit... Alle Zeit des Universums.

Bald setzte sich das Bedürfnis nach Ausbreitung durch. Maudaan wurde den beiden Rassen zu klein. Sie fingen an, sich in den angewiesenen Bereichen zu vermehren und ihre Kräfte dort zu konzentrieren. Mit den folgenden Jahrhunderten geriet der Krieg in Vergessenheit. Zwar gab es weiterhin Konflikte; besonders unter den kleineren Völkern Maudaans, die keine Lizenzen besaßen. Aber global hatten die Amarena eine gewaltige Verbesserung erzielt.

Donovan und Valinet unternahmen weitere Schritte.

Neue Rassen erhielten Passagewege zugeteilt. Die Stationen beförderten ihre Schiffe sicher und problemlos.

Das Vertrauen in die Schwarzen Sternenstraßen wuchs.

Kaum eines der Völker bemerkte, wie sehr es sich in die Abhängigkeit der Asteroidenstädte begab. Und die Amarena übten nie Druck aus. Sie vertrauten auf die Zeit als Allheilmittel. Jeder ihrer kleinen Schritte brachte einen Vorteil, und nach weiteren vierztausend Jahren herrschte in Maudaan Friede.

Die umliegenden Galaxien kamen an die Reihe. Auch hier gingen die Amarena nach bewährtem Muster vor. Es gab unendlich viel Raum zwischen den Sternen, der zur Nutzung offenstand. Sie mußten nur darauf achten, daß keine ihrer Lizenzen einer aggressiven Rasse den Weg an den falschen Ort ebnete. Doch eben dieser Fall trat mehrfach ein: Kriege entstanden und breiteten sich aus. Interessengebiete überlappten sich. Die Amarena reagierten so, wie es der Plan vorsah. Ihr einziges Machtmittel lag in der Vergabe und im Einzug der Passagekodes; und so legten sie mit einer simplen Maßnahme ganze Kriegsgebiete lahm.

Hunderttausend Jahre später gehörten dreizehn Galaxien zur Friedensinsel der Amarena. Natürlich gab es Ein-pringlinge von außen; natürlich gab es Rassen, die die intergalaktische Raumfahrt bis zu Perfektion entwickelten. Aber all diese Störungen der Ordnung waren temporal begrenzt.

Die Amarena warteten einfach, bis sich das Problem von allein erledigt hatte.

Die ganze Zeit über wurde von einzeln Städten das Netz der Sternenstraßen ausgebaut. Manche Stationen gerieten wieder in Vergessenheit, andere wurden unpassierbar, doch ständig kamen neue Stationen hinzu.

Zur Zeit der größten Ausdehnung umfaßte das Netzwerk hundert Millionen Lichtjahre. Doch schon längst

wa-

ren die Amarena nicht mehr imstande, den gesamten Bereich zu kontrollieren. Es genügte ihnen, daß die Schwarzen Sternenstraßen zur Verfügung standen. Ihre Aufmerksamkeit gehörte der Friedensinsel. Die Zahl der Asteroidenstädte betrug inzwischen vierhundert. Trotzdem überstieg die Verwaltung der Lizenzzölker und Passagewege ihre Kapazität. So viele Völker bewohnten den Friedensbereich, daß die Spannungen zunahmen und allerorten neue Konflikte losbrachen.

Jede Zuteilung eines neuen Lebensbereiches warf neue logistische Probleme auf. Und es kam soweit, daß die Amarena ihre Friedensinsel in Gefahr sahen. Der Unmut der Völker richtete sich gegen sie., Daß es alledings die Nolosff und Muunia waren, die den ersten bedrohlichen Zwischenfall verursachten, war eine Ironie des Schicksals. Beide Völker hatten sich seit fünfzigtausend Jahren schon verbündet. Nun richtete sich ihr gesamter Einfallsreichtum gegen die Asteroidenstädte. Zunächst jedoch deutete nichts darauf hin, daß eine der Städte je in Gefahr geraten könnte.

Entsprechend sorglos lebten die Amarena.

4.

Gegenwart: Die TUCANA

»Homer, ich brauche vier von deinen Schiffen.«

»Die kannst du haben, Perry«, antwortete der schmächtige Mann mit dem schütteren Haarkranz. »Was soll ich den Besatzungen erzählen? Ein Risikoeinsatz?«

Rhodan lächelte geheimnisvoll. Was er zu sagen hatte, würde Homer G. Adams, dem Chef der Organisation

WIDDER, ganz und gar nicht gefallen. »Denen brauchst du überhaupt nichts zu sagen. Ich will die Schiffe nämlich ohne Besatzung. Wir müssen nur dafür sorgen, daß gute syntronische Autopiloten an Bord sind.«

»Ohne Besatzung, Perry?« Adams schüttelte den Kopf. »Das ist mir gar nicht recht... Du weißt selbst, wie leicht Robotschiffe verlorengehen. Und WIDDER hat nur wenige Raumer zu Verfügung. Jedenfalls nur wenige, die voll intakt sind.«

»Natürlich, Homer. Das weiß ich. Aber deine Sorgen erübrigen sich. Ich kann dir nämlich jetzt schon garantieren, daß du die vier Einheiten nie wieder siehst.«

*

Amagora war ein Schwarzes Loch!

Jener geheimnisvolle Zufluchtsort der Herren der Straßen ... Oder ihre Operationsbasis.

Nun wußten sie es. Was sie jedoch nicht kannten, war der Zusammenhang. Wohin gehörte Amagora in die-selbst riesigen Puzzle? Sie hatten viele Teile, aber keines schien zum anderen zu passen.

Die gesamte Milchstraße war von Monos und seinen Helfern, den Cantaro, beherrscht. Aber dennoch gab es über den wahren Feind einige Verwirrung, Steckte wirklich dieses geheimnisvolle Wesen, das sich Monos nannte, hinter all der Tyrannie?

Zunächst hatte alles darauf hingedeutet. Mit der Zeit jedoch kamen neue Erkenntnisse hinzu, die sich nicht ins Bild einordnen ließen. Wer waren die geheimnisvollen Herren der Straßen? Und was hatte es mit ihrem Ruhesitz auf sich, dem legendären Amagora?

Die Einsatzgruppe von Angerma-don brachte sensationelle Neuigkeiten ... Nun waren die Koordinaten von Amagora bekannt. Es handelte sich um ein Schwarzes Loch nahe dem Milchstraßenzentrum, 33 200 Lichtjahre von Sol entfernt. Rhodans Entschluß stand fest. Obwohl er wußte, daß diese Koordinaten auch Monos bekannt waren, wollte er Amagora erkunden. Und das gegen den Rat seiner Freunde: Einige waren der Ansicht, Amagora sei eine einzige, riesengroße Falle.

Die Entscheidung fiel nicht auf leichte Weise. Aber alle Bedenken brachten Rhodans Absicht nicht ins Wanken. Die einzige Chance, die sie vielleicht hatten, hieß Amgorta. Er war entschlossen, sie nicht verstreichen zu lassen.

Homer G. Adams besorgte die vier Schiffe. Auf Heleios, der Zentralwelt von WIDDER, wurden die Einheiten nach Rhodans Maßgabe umgerüstet. Nun waren sie imstande, sich auch ohne menschliche Besatzung eine Zeitlang gegen Einheiten der Cantaro zur Wehr zu setzen.

Eine Zeitlang.

Das war der Begriff, auf den es Rhodan ankam.

Darauf basierte sein Plan, und darauf basierten auch die Voraussetzungen, die ihn bedingten.

Zu den vier Robot-Raumern kam ein fünftes Schiff, das als einziges wirklich wichtig war. Darin wollten sie

das Mikrouniversum unterhalb der Schwarzen Grenze erforschen.

*

Die TUCANA fiel aus dem Hyper-raum. Von einer Sekunde zur anderen umgab das Licht der Zentrumssterne ihren Rumpf. Unmittelbare Gefahr drohte nicht, denn das Manöver hatte präzise ans Ziel geführt.

Gedankenschnell tauchte die Space-Jet in die Korona der nächstbesten Sonne ein. Sechsunddreißig Meter durchmaß dieses Schiff; es war speziell für Einsätze unterhalb des Ereignishorizonts konstruiert. In der Nähe eines Black Holes herrschten abnorme Schwerkraftverhältnisse. So konnte es durchaus von Bedeutung sein, ob man dem Loch ein paar Meter näher oder ferner war. Dieser Unterschied, so winzig er schien, konnte ein Raumschiff in Fetzen reißen.

Deshalb verfügte die TUCANA über höchst leistungsfähige Kraftwerke. Der Flug unter den Ereignishorizont war eine Frage der Energie - Und je kleiner das Transportmittel, desto kleiner der Energieaufwand.

Außerdem hatte die Organisation WIDDER in der Space-Jet einen Verteidigungsbildner sowie moderne Defensiv- und Offensivbewaffnung installiert.

»Ortung?« fragte Rhodan.

»Kommt gleich herein ...«, meinte Atlan zögernd. Zusammen mit Homer G. Adams, Gucky und den drei Anoreen von der YALCANDU bildete er die Besatzung des Schiffes. Ein weiterer Passagier war Ayshupon, der geheimnisvolle Nakk, den Rhodan nur aus einem unerklärlichen Impuls heraus mitgenommen hatte. Ihn behielt Atlan besonders im Auge.

Der Arkonide hatte den Orterposten übernommen, weil gerade davon eine Menge abhing. Ohne ein genaues Bild der Lage würden sie scheitern, bevor sie Amagorta noch erreicht hatten.

»Jetzt!« rief Atlan. »Alles sieht aus wie erwartet. Das da vorn muß Amagorta sein. Masse ist etwa zehntausend mal Sol, der Radius des Ereignishorizonts beträgt 30 000 Kilometer.«

»Und? Gibt es eine Akkretions-scheibe?* Das war Homer G. Adams, das einstige Finanzgenie. Er meinte den typischen Ring aus Trümmerma-terie, der Schwarze Löcher umgab.

»Natürlich«, antwortete Atlan. »Wir sind immerhin nahe am Milchstraßen-zentrum. Hier schwirrt soviel Zeug herum; es hätte mich gewundert, wäre keine Scheibe da.«

»Die Scheibe ist ein gutes Ver-steck«, antwortete Adams vorsichtig. »Die Cantaro müssen hier sein. Jeden-falls ein paar von ihnen.«

»Nur keine Angst, Homer!« rief Gucky übermütig dazwischen. »Ich und Perry sind ja bei dir!«

Der kleine Terraner warf dem Ilt einen unwilligen Blick zu. »Wie schön«, meinte er sarkastisch. »Dann kann mir ja nichts passieren.«

»Eben!« Gucky ließ fröhlich seinen Nagezahn sehen.

Atlan unterbrach ihr Geplänkel. »Könnt ihr mir mal zuhören? - Gut. Ich glaube, ich habe da etwas.«

»Was denn?« fragte Rhodan. Er erhob sich von seinem Sessel, stellte sich neben den Arkoniden und sah ihm über die Schulter. »Ah! Die Refle-ze da?«

»Genau.«

Zehn undeutliche Impulsquellen tauchten immer wieder zwischen den Massesignalen der Akkretionsscheibe auf. In der Nähe eines Schwarzen Lochs war jede Ortung schwierig - aber eben diese Tatsache war es, auf die Rhodan aridererseits auch vertraute.

»Ich möchte mir die Reflexe ansehen«, sagte Degruum, der Gruppenälteste der drei Anoreen. Atlan räumte seinen Sitz, und der gut zwei Meter zehn große Homanoide ließ sich gedankenverloren hineinsinken.

»Und?« wollte Rhodan nach einer Weile wissen. »Hast du ein Ergebnis?«

»Natürlich.« Degruum wölbte erstaunt die Augenbrauen - als wunderte er sich, wie irgendwer daran zweifeln könnte. »Es sind zehn Einheiten der Cantaro, Typ Ewigkeitsschiff. Mit großer Sicherheit unbemannt. Sie kreisen unterhalb der Akkretionsscheibe, also gut verborgen.«

»Von dort aus können sie nicht orten«, warf Adams ein.

»Sie werden Relaisatelliten ausgeschleust haben.«

»Ja...« Rhodan gab Degruum völlig recht. Die Cantaro waren dort, und sie behielten alle Ereignisse im Umfeld von Amagorta genau unter Kontrolle. Hoffentlich war die TUCANA wirklich unbemerkt. Sonst hatte keiner von ihnen mehr lange zu leben.

»Es geht los«, entschied Rhodan, oh-ne weiter darüber nachzudenken. Alle Eventualitäten hatte man schon auf Heleios durchgeplant; ihr Entschei-dungsspielraum begann erst dann, wenn der Ereignishorizont hinter der TUCANA lag.

»Soll ich den Roboterschiffen Signal geben?« fragte Atlan.

»Natürlich! Wir haben keine Zeit zu verschenken!«

Im automatischen Flug tasteten sich die vier Einheiten bis in den Sektor vor, der dem Standort der Space-Jet gegenüberlag. Sie stießen mit desakti-vierten Ortungspuffern in den Nor-malraum vor.

»Wenn die Cantaro das nicht mitbe-kommen, sind sie blind und taub.« At-lans Hände krampften sich derart hef-tig um die Sessellehnen, daß die Knö-chel weiß hervortraten. Seine Augen sonderten tränенartiges Sekret ab. Bei Arkoniden war dies ein Zeichen der Erregung.

»Sie haben es gemerkt!«

»Was tun die Schiffe?« wollte Adams wissen.

»Sie beschleunigen! Alle zehn Ein-heiten! Jetzt kriege ich sie besser in die Ortung!«

Rhodan nahm wortlos Fahrt auf. Wenn sämtliche Cantaro unterwegs waren, die Roboterschiffe abzufangen, war der Weg frei.

»Energieecho!« rief Atlan. »Da drü-ben wird geschossen!«

Die Roboterschiffe schwärmt aus. Sie feuerten mit allem zurück, was WIDDER an Offensivbewaffnung ein-gebaut hatte. Doch schon Sekundert später explodierte die erste Einheit. Die drei restlichen wechselten zu Punktfeuer. Nun erlosch auf den Or-terschirmen das erst Echo eines Ewig-keitsschiffs, dann ein zweites.

»Noch zwanzig Sekunden«, meldete Homer G. Adams. »Dann tauchen wir ein. Hoffentlich merken die Cantaro nichts.«

»Sieht nicht so aus«, sagte Atlan.

In der Tat; die Schlacht der unbe-mannten Schiffe nahm an Heftigkeit zu. Die beiden letzten WIDDER-Ein-heiten vergingen in konzentriertem Beschuß.

»Jetzt können sie uns nicht mehr or-ten!« stellte Rhodan fest. »Wir sind zu nahe am Loch.«

Erleichterung jedoch stellte sich nicht ein - noch nicht. Sie hatten nicht mehr überwunden als die erste Hürde. Was erwartete die TUCANA *unterhalb* des Ereignishorizonts? Wenn es wirk-lich die sagenhaften Archäonten wa-ren, die den Terror in der Milchstraße lenkten, was dann?

Niemand rechnete in dem Fall da-mit, willkommen zu sein.

Oder gesetzt den zweiten Fall, daß die Archäonten sich völlig isoliert hat-ten. Gab es dann überhaupt noch eine Kontrollstation? Existierte eine Mög-lichkeit, in die Milchstraße zurückzu-kehren?

Oder mußten sie sich in den inner-sten Kern der Singularität fallerrlas-sen, um überhaupt eine Hoffnung auf Entkommen zu haben?

Wie die Realität auch aussah: Rho-dan war sicher, daß ihnen keine leich-te Aufgabe bevorstand.

Mühevoll kämpfte er die Angst nieder. Die Ster-

ne verschwanden, und heftiges Rüt-teln erfaßte die TUCANA.

»Es ist soweit!« schrie Atlan gegen den Lärm der Maschinen. »Übertritt!«

Es wurde dunkel ringsum. Aber nur für den Bruchteil einer Sekunde.

5.

Dritter Tag der Vergangenheit: *Das Zeitalter der Gewalt*

»Du wolltest mich sprechen?« fragte Valinet. »Was ist los, Ginnimar? Ich sehe dir an, daß du etwas auf dem Her-zen hast.«

In all der langen Zeit hatte er nie vergessen, daß sie etwas Besonderes war; die sanfte Ginnimar, die er schon in der Hütewiege kennengelernt hatte. Deshalb versetzte ihr vielsagender Blick ihm einen Stich. Etwas war ge-schehen.

»Ja, Valinet...«

Sie blickten von der Spitze des Kri-stallturms auf eine der Alleen hinun-ter. Unten bewegte sich ein dünner, aber steter Strom von Amarena vor-bei. Die Artgenossen dieser Genera-tion waren etwa hundertfünfzig Zenti-meter groß, besaßen noch größere Köpfe als die Ur-Eskuquel und schau-ten aus farblosen, riesigen Augen.

»Sag es mir!« forderte er mit klam-men Händen. »Du solltest mich nicht auf die Folter spannen. Ich bin so alt, für mich hat selbst der Tod keine Schrecken mehr.«

»Das weiß ich, Valinet.« Ginnimar sah ihn traurig an. Er versuchte, ihre Hände zu nehmen und sie festzuhal-ten, doch sie entzog sich seinem Griff. »Was ich dir zu sagen habe, ist auch eine Frage des Alters ... Wir vier ha-ben so lange gelebt, daß die Biologie unserer Körper fast keine Bedeutung mehr für

uns hat.« »Und?«

Ginnimar sah ihn plötzlich fest an. »Ich bin mehr als hunderttausend Jahre alt. Aber mein Körper ist intakt. Ich bin noch immer gebärfähig.«

Einen Augenblick lang arbeitete sein Kreislaufsystem wie rasend. Woll-te sie ihn bitten, mit ihr ein Kind zu zeugen? Aber nein, dann hätten Ginni-mars Augen Freude gezeigt, nicht die-se bittere Miene.

»Valinet, ich erwarte einen Nach-kommen. Sailor ist der Vater.«

Nun war es heraus.

Er stand da wie vom Blitz getroffen. Sein Blick wanderte hinauf zum glei-ßend hellen Sternenhimmel, und er erinnerte sich, wie sehr er diesen An-blick zu Anfang ihrer Reise als Wun-der empfunden hatte. Jetzt allerdings verblaßten die Sterne zu trüben, häßli-chen Flecken.

Valinet fand sich damit ab.

Trotzdem kam der Zwischenfall ihm als Ablenkung gerade zurecht. Aus der Kurszentrale wurde Alarm gege-ben. Er bestieg einen der Kurzstrek-kentransmitter und ließ sich in die Ka-verne im Innern des Asteroiden hin-unterstrahlen.

Zwanzig Amarena taten hier Dienst. Weitere zwanzig trafen nach Valinet ein. Unter ihnen waren auch Donovan und Sailor, und sie warteten gemein-sam auf erste Mitteilung.

Sailor ... Valinet hielt seinen Zorn nur mühsam im Zaum. Einmal trafen sich ihre Blicke, und beiden war sofort klar, was in dem anderen vorging. Er wünschte, sie hätten sich nicht so lan-ge gekannt - dann wäre ihnen jetzt einiges erspart geblieben. Doch so prallten Stolz und Mitgefühl auf der einen Seite gegen Mißgunst und Neid.

Valinet schämte sich. Vielleicht hät-te er Sailor Glück wünschen sollen; denn das war es, was der Situation an-

gemessen war. Er konnte sich dazu nicht aufraffen. Lieber richtete er sei-ne ganze Konzentration auf die Orter. Ein Raumschiff trieb mit nahezu Lichtgeschwindigkeit auf die Stadt zu. Es war nur durch einen leichten Prallschirm geschützt und verfügte nicht über Waffen.

»Weshalb der Alarm?« fragte Do-novan laut. »Wir sind nicht bedroht.« »Du hast recht«, antwortete ein Amarena namens Cecevü. Seit knapp hundert Jahren war er der Steuer-mann der Stadt. »Aber es ist ein Rau-mer der Muunia. Er liegt genau auf Kollisionskurs. Sie haben gewußt, daß wir uns hier aufhalten.« »Und wenn schon«, entgegnete Sailor.

Cecevil versteifte sich, und in sei-nem flachen Gesicht stand ein ableh-nender Ausdruck. »Mir scheint dieser Grund völlig ausreichend.«

Die nächsten Augenblicke bestätig-ten die Auffassung des Amarena mehr, als ihnen allen lieb sein konnte. Der Muunia-Raumer schleuste etwas aus. Es handelte sich um einen riesi-gen Schwarm kleiner Objekte. »Was ist das?« fragte Sailor. Ein paar Sekunden vergingen. Cece-vil antwortete: »Es scheint sich um winzige Raumanzüge zu handeln. Kei-ne Waffen jedenfalls. Sie halten auf unseren Schutzschirm zu. Kollisions-punkt in ... zwanzig Sekunden.« »Ausweichen!« rief Donovan. »Nein, das schafft die Stadt nicht mehr. Zumindest ein Teil des Schwarms trifft den Schirm.«

»Welche Teufelei haben die Muunia vor?« überlegt Sailor laut.

»Vielleicht Explosivkörper«, vermu-tete ein unbekannter Amarena.

»Nein.« Cecevil starre angestrengt auf die Schirme, wo nebeneinander Ortungsergebnisse und verschwom-mene Bilder eingebendet wurden. »In jedem Raumanzug steckt ein Lebewe-sen. Die Energie der Rückentornister reicht keinesfalls, um den Kontakt mit unserem Schirm zu überstehen.«

»Worum machen wir uns dann Sor-gen?« fragte Sailor.

»Wir müssen den Schirm abschal-ten«, forderte Valinet. »Unmöglich! Das Risiko!« »Wir haben die Pflicht. Die Amarena sind keine Mörder.« »Noch zehn Sekunden.« Cecevil beendete die Diskussion. »Sie verzögern«, stellte er fest. »Viel-leicht reicht die Bremsbeschleuni-gung. Ich helfe ihnen.« Er desaktivier-te die Schutzschirme und ließ nur eine dünne Hülle übrig, die die Atmosphä-re über der Stadt zurückhielt. An-schließend schaltete er ein mechani-sches Pufferfeld, das die Wolke der Schutzanzüge zusätzlich bremste.

Sekunden später war alles vorbei. Ein Teil verfehlte die Stadt und raste daran vorbei, die weitaus größte Zahl jedoch fand ihr Ziel.

»Sie sind gelandet«, stellte Valinet fest.

»Abgestürzt«, hielt Sailor entgegen. »Wenn in diesen Schutzanzügen wirk-liche Lebewesen waren, sind sie jetzt tot.«

»Wir müssen nachsehen«, sagte Do-novan. »Und eines steht jetzt schon fest: In diesen winzigen

Anzügen wa-ren bestimmt keine Muunia.«

Cecevil gab erneut Alarm für die Stadt - das zweite Mal seit Zehntau-senden von Jahren. Er schaltete wieder die übliche Energiezufuhr in die Schirme, dann folgte er mit Valinet und Donovan den anderen. Am Rand der Stadt wurden sie fündig.

Auf den Straßen lagen halbkugelför-mige Objekte, die an der Grundfläche etwa einen halben Meter durchmaßen.

Valinet nahm vorsichtig eines der Ge-büde auf. Es wog höchstens ein Zehn-tel soviel wie ein durchschnittlicher Amarena. Die durchsichtige Hülle war geborsten und von Reibungshitze an-geschmolzen.

Einen Rest der Hitze fühlte er noch. Dennoch ließ er das Gebüde nicht fal-len. Er faßte mit beiden Händen die geborstenen Ränder und bog sie aus-einander.

»Kannst du etwas erkennen?« fragte Donovan gespannt. »Ist da drinnen ein Lebewesen?«

Valinet erkannte zunächst nur dunkle, ineinander verlaufene Rän-der. Mit wachsender Sicherheit be-wegte er sich in Richtung des nächst-besten Kristallturms. Von dort aus fiel ein greller Lichtschimmer auf den Rand. -

»Jetzt erkenne ich etwas.«

Übelkeit stieg in ihm auf. Er mußte sich beherrschen, um die Halbkugel nicht wegzuschleudern und sich ir-gendwo zu verkriechen.

»Was ist es?« wollte Sailor wissen.

»Eine Leiche«, antwortetil Valinet mühsam beherrscht. Seine Stimme zitterte dennoch. »Oder besser die Lei-che einer Schnecke ... Eines kleinen Kriechwesens jedenfalls. Der Körper hat die Belastung nicht ertragen. Die Haut ist geplatzt, die Innereien sind nach außen gequollen. Kein schöner Anblick.«

Valinet legte die Halbkugel dorthin, wo er sie gefunden hatte. In unmittel-barer Nähe lagen noch mindestens hundert weitere der Schutzanzüge. Drei davon untersuchte er, die restli-chen nahmen Sailor, Donovan und Ce-cevil unter die Lupe.

Das Ergebnis war erschreckend.

Kein einziges der Schneckenwesen war mit dem Leben davongekommen. Eine Tragödie hatte sich abgespielt -aber dafür trugen nicht sie die Verant-wortung, sondern die Kommandanten des Muunia-Raumers.

»He!«

Das war Sailors Stimme.

»Hier hinten! Kommt her!«

Sailor reckte mit seinen dünnen, feingliedrigen Armen eine Halbkugel in die Höhe, die weitaus weniger be-schädigt war als die anderen. Viel-leicht doch ein Überlebender? Valinet und die beiden anderen kamen hoff-nungsvoll heran.

»Vorsichtig...«, murmelte Sailor. »Die Kanzel ist nicht zerstört. Ich ver-suche, sie zu öffnen.«

»Halt!« wandte Donovan ein. »Wir wissen nicht, ob das Wesen im Innern unser Luftgemisch verträgt.«

»Er hat recht«, stimmte Cecevil zu. »Als Steuermann der Stadt bestimme ich, daß der Anzug nicht geöffnet wird. Das bleibt unseren Labors vor-behalten.«

Sailor gab sich geschlagen. »Gut. Aber dann rasch. Falls der Insasse noch am Leben ist, kann er jeden Au-genblick sterben.«

Vorsichtig setzte er die Halbkugel nieder.

Er und die anderen hatten sich kaum fünf Schritte entfernt, als ein Geräusch sie herumfahren ließ. Ein scharrendes, quietschendes Geräusch war es gewesen. So, als ob ...

»Da! Die Kanzel bewegt sich!«

In der Tat; die halbkugelförmige Außenhülle beschrieb langsam krei-sende Bewegungen. Valinet erkannte, daß ein simpler Schraubverschluß ge-öffnet wurde. Unvermittelt schwoll die Lautstärke des Geräusches an. Aber nicht lange, denn Sekunden später trat völlige Stille ein.

Die Kanzel fiel beiseite.

Valinet und die anderen hielten Ab-stand, um den unbekannten Insassen nicht zu erschrecken. Bald wurde ein rötliches Leuchten sichtbar, dann kroch ein walzenförmiger Körper von zehn Zentimetern Länge ins Freie.

»Tatsächlich eine Schnecke«, wis-perte Cecevil. »Du hattest recht, Va-linet.«

Die Schnecke gab ein winselndes Geräusch von sich. Blaue und weiße Furchen gliederten abwechselnd

ih-ren Körper in etwa zwanzig Segmente. Aus jedem Segment wiederum wuch-sen winzige Gliedmaßen, die zur Fort-bewegung nur schlecht geeignet waren.

»Vielleicht ist sie verletzt«, sagte Sailor.

Valinet wunderte sich über das Mit-gefühl, das so deutlich aus seinem Tonfall herauszuhören war. Hatte Sai-lor denn vergessen, woher die Schnek-ke stammte? Daß der Muunia-Raumer die Wolke gewiß nicht ohne Grund ausgesetzt hatte?

»Vorsicht, Sailor!«

Aber der Viperter ließ sich von Vali-nets Worten nicht beeindrucken. Fast trotzig trat er vor und berührte die Schnecke mit den Fingerspitzen. Der kleine Körper zuckte nicht einmal. Aus dem vordersten Segment fuhren zwei führerartige Antennen heraus -offenbar wurden die Fingerspitzen da-mit einer kritischen Prüfung unter-zogen.

»Seht ihr?« meinte Sailor stolz. »Sie mag mich.«

Wie zum Beweis seiner Worte krümmte sich die Schnecke und schnellte ihren Körper ohne sichtliche Anstrengung auf Sailors Schulter. Dort krallte sie sich fest.

»Du bist leichtsinnig«, warf Cecevil ihm vor. »Du wirst die Schnecke so-fort auf den Boden zurücksetzen. Das befehle ich dir. Anschließend schaffen wir das Wesen in eines unserer La-bors.«

Sailor hörte nicht. Ein glückseliges Lächeln überzog sein weißes, ledriges Gesicht.

Und in der Sekunde darauf war er verschwunden, als habe er sich in Luft aufgelöst.

*

Cecevil reagierte sofort. Er gab Alarmstufe eins für die Stadt. Jeder der Amarena rüstete sich mit einer Waffe aus und verließ die Kristalltür-me nur noch in Begleitung eines Ro-boters.

Die Suche nach Sailor blieb er-folglos.

»Du hast doch alles gesehen!« warf Ginnimar ihm vor. »Weshalb weißt du nicht, wohin er verschwunden ist? Du verschweigst mir etwas, Valinet.«

»Das ist nicht wahr.« Jedes ihrer Worte traf ihn tief. »Du tust mir Un-recht. Wie soll gerade ich wissen, was mit der Schnecke wirklich vorgefallen ist? Wir sollten lieber die Muunia fragen.«

»Die Muunia sind weg«, versetzte sie böse. »Gut für dich. So bist du dei-nen Konkurrenten los.«

Jetzt verstand er den Grund ihrer Ungerechtigkeit. Ginnimar hatte ein so hohes biologisches Alter erreicht -aber die Tatsache ihrer Schwanger-schaft löste Veränderungen aus, die sie nicht unter Kontrolle hatte. Sie dachte ernstlich, er hätte Sailor aus Ei-fersucht beiseite geschafft.

Einerseits verstand er sie - aber auf der anderen Seite wußte er genau, daß er sich ihr Verhalten nicht bieten las-sen durfte.

Valinet legte sich seine Worte sorg-fältig zurecht. »Ginnimar«, begann er, »ich wiU, daß du nachdenkst. Du bist nicht dumm. Also führe dich nicht auf, als wärst du es.«

Ihre hohlen Wangen bebten. Ein röt-licher Schimmer überzog ihre weiße Gesichtshaut. »Valinet . . . Es tut mir

Ginnimars Schmerz tat auch ihm

weh. Er setzte sich zu ihr und legte tröstend seine Arme um ihre Schul-tern. »Wir tun unser Bestes«, ver-sprach er. »Cecevil hat die Suchaktion unter Kontrolle. Wenn es eine Spur gibt, wird er sie finden.«

Doch Ginnimar dachte nicht daran, sich zu beruhigen.

»Ich weiß, daß du mich liebst, Vaii-net.« Sie sprang auf und starre hinaus auf die Alleen, die im silbrigen Schim-mer des Sternenlichts verlassen dala-gen. »Und wenn du mich liebst, dann hilf mir. Finde den Vater meines Kindes.«

*

Eine Woche später tauchte Sailor wieder auf.

Valinet war dabei, als er wie ein Te-leporter in der vollbesetzten Kurszen-trale materialsierte. Noch immer lag das glückseüge Lächeln auf seinem Gesicht

»Saür! Was ist geschehen?«

Der Viperter antwortete nicht. Jetzt erst bemerkte Valinet die Anzahl der Schnecken, die festgekrallt an seiner Schulter hingen. Er wollte einen war-nenden Schrei ausstoßen, doch dazu kam es nicht mehr.

Eines nach dem anderen der weißblauen Wesen ver-schwand auf geheimnisvolle Weise. Sekunden später saß nur noch ein ein-zelnes Exemplar auf Sailors Schulter.

Wie war das möglich?

Ein Aufschrei ließ ihn hoch-schrecken.

Der Reihe nach tauchten die Schnecken auf den Schultern anwe-sender Amarena auf. Sie krallten sich fest; stellten Kontakt mit ihren neuen *Wirten* her... Valinet wußte nicht, woher er diese Erkenntnis nahm. Aber er war sicher, daß er sich nicht täuschte.

Dasselbe Lächeln der Glückselig-keit, das auch Sailor zeigte. erschien in den Gesichtern der betroffenen Ama-rena.

Jetzt fehlte nur noch eines, überleg-te Valinet in einem sonderbaren Sta-dium der Lähmung. Er hatte nur weni-ge Sekunden zu warten. Die Amarena verschwanden. Ihre Schnecken hatten sie wegteleportiert.

*

Im Lauf der Wochen wuchs die Zahl der Schnecken lawinenartig. Man fand heraus, daß sie als Larven aus den Leichen der ersten Welle krochen. Dann verschwanden sie und tauchten ausgewachsen wieder auf.

Nicht einmal den Robotern war es gelungen, nur ein einziges Exemplar in ihre Gewalt zu bringen. Sie wider-standen ohne Mühe Paralysestrahlen und waren imstande, per Teleporta-tion selbst schwache 5-D-Schutzschir-me zu durchdringen.

»Es werden immer mehr«, berichte-te Valinet, als er Ginnimars Wohnräu-me betrat. »Jetzt sind schon fast drei-ßigtausend Opfer zu beklagen. Sie tau-chen auf und verschwinden, ganz nach Belieben.« Müde ließ er sich in einen Sessel sinken.

Ginnimar kniete neben ihm nieder. »Du hast noch mehr auf dem Herzen, das spüre ich.« Ihre Augen schauten aufmerksam und fordernd.

»Ja«, gab er zu. »Du hast recht. Wir sind nur noch zwei. Heute haben sie Donovan erwischt.«

»O nein ... Wir müssen etwas gegen diese Schnecken unternehmen. Wenn wir nur wüßten, wie sie sich vermeh-ren, was sie vorhaben.«

»Das wüßte ich auch zu gern. Aber zumindest haben wir einen Anhalts-punkt: Die Muunia haben sie ge-schickt. Und die Muunia machen mit den Nolosff gemeinsame Sache. Sie werden versuchen, uns zu vernichten. Das liegt in ihrer Mentalität.«

»Obwohl wir es sind, denen sie ihre heutige Lebensart verdanken.«

»Ja. Trotzdem.«

Eine Weile schwiegen sie und starr-ten aus dem Fenster. Drei Viertel aller Amarena, die draußen vorbeikamen, trugen einen dieser geheimnisvollen Symbionten auf der Schulter. Inzwi-schen taten sie es nicht einmal mehr im geheimen; die Amarena ohne Schneckenbefall waren zur Minder-heit geworden. Es war ein Wunder, daß keine Panik ausbrach.

Valinet sah schlimme Zeiten voraus. Bald würde sich das wahre Ziel der Invasoren zeigen. Er dachte daran, an-dere Städte zu Hilfe zu rufen. Aber es war nicht möglich - so hätte sich die Seuche nur ausgebreitet.

»Valinet, ich habe gründlich nach-gedacht.«

»Worüber?«

»Über unsre ungebetenen Gäste natürlich. Wir wissen, daß sie Telepor-ter sind. Und wir können vermuten, daß sie über hypnosuggestive Kräfte verfügen. Sonst würden die Befalle-nen nicht herumlaufen, als hätten sie ihr persönliches Paradies gefunden.«

»Soweit hast du recht«, gab er zu.

Ginnimar wandte sich vom Fenster ab und ließ ihren Körper schwerfällig in einen der Sessel sinken. Valinet er-tappte sich dabei, daß er sie verstoh-len beobachtete. War schon etwas zu sehen von ihrer Schwangerschaft? Nein, natürlich nicht. Vielleicht in zehn Jahren . . . Wenn sie dann noch am Leben waren.

»Hörst du zu, Valinet?«

»Ja, ich höre zu.« Er zwang sich zu gedanklicher Disziplin.

»Hast du jemals gesehen, daß ein Amarena mit zwei Schnecken herum-lief?«

»Nein, das ist nie vorgekommen. Wo schon ein Parasit ist, materialisiert kein zweiter.«

»Verstehst du, worauf ich hinaus will?« Ihre großen Augen leuchteten erregt. »Der Mechanismus! Wie erken-nen sie, daß ein Wirt schon besetzt ist?«

»Sie sehen es«, vermutete Valinet.

»Falsch. Bevor sie teleportieren, sind sie gar nicht in Sichtweite. Also müssen sie die Mentalausstrahlungen ihrer Artgenossen spüren.«
»Ein guter Gedanke. Aber wie hilft uns das weiter?«
»Das ist im Grunde ganz einfach. Wir brauchen Geräte, die die Mental-impulse der Schnecken kopieren. Gib mir ein paar Tage Zeit, dann habe ich solche Geräte hergestellt.«
»Ein paar Tage«, murmelte er nach-denklich. »Ich hoffe, Ginnimar, uns bleibt noch so lange.«
Sie legte die Hände auf den Bauch und schien in sich hineinzuhorchen. »Es muß«, sagte sie tonlos. »Wir brau-chen die Zeit, ich und mein Kind.«

*

Einen Tag später begann die Raserei der Befallenen. Unter Sailors Führung zog ein riesiger Pölk aüs riindestens zehntausend Amarena zum Zirkel des gesunkenen Mondes.
Warum ausgerechnet dorthin? Aber Valinet begriff bald. Sailor hatte die-ses Ziel ausgesucht, und es war ein Vorzeichen dessen, was bald gesche-hen sollte.
Unauffällig mischte sich Valinet un-ter die Menge und drängte vorwärts. Er wollte sehen, was geschah.
Sailor und ein Dutzend Helfer packten mit bloßen Händen den erstbesten der Obelisken.
»Was macht ihr da!« schrie Valinet. Aber seine Worte gingen im Gejohl der Menge unter. »Laßt das, hört auf!«
Keine Reaktion - er hatte auch kei-ne erwarten dürfen. Nur die Nächst-stehenden wandten sich kurz um, re-gistrierten ihn flüchtig und jubelten dann weiter. Der Obelisk kippte. Vali-net spürte förmlich, wie rohe Gewalt ihn aus seinem steinernen Fundament hebelte und des Halts beraubte.
Das zehn Meter hohe, massive Ge-bilde fiel mit einem knirschenden Laut. Zwei Amarena wichen nicht schnell genug beiseite und wurden er-schlagen. Niemand kümmerte sich darum.
Valinet sah wie unter Schock zu. Ei-ner jener Obeliken, die sie einst als Symbol des Friedens aufgestellt hat-ten... Nun war er gestürzt. Und die Menge gab keine Ruhe, bis ein Obe-lisk nach dem anderen fiel.
Erst als keines der vierundzwanzig Steingebilde mehr aufrecht stand, senkte sich Ruhe über den Zirkel.
Die Menge zog ab. Eine halbe Stunde spä-ter war Valinet allein. Allmählich nur sank der aufgewirbelte Staub zu Boden.
Als die Schicht den Boden wieder lückenlos bedeckte, erhob Valinet sich. Eine schreckliche, neue Symbolik lag in dem, was er beobachtet hat-te. Die Schnecken wollten *Krieg*.
Valinet überlegte fieberhaft; hof-fentlich hatte Ginnimar ihre Geräte fertiggestellt.

*

Auf dem Weg zum Treffpunkt, ei-nem der Kristalltürme, bemerkte er erstmals die Blicke der Befallenen.
Valinet lief ein Schauer über die Haut. Der Plan der Muunia hatte aus ihm und den anderen ohne Symbionten Außenseiter gemacht
Wie lange konnte es noch so gut-gehen?
Wann würden die Schnecken und ihre Opfer anfangen, auf die Minder-heit Jagd zu machen? Vielleicht wür-den sie die Amarena abfangen und in-ternieren, bis **ein** Symbiont zur Verfü-gung stand... Und irgendwann wür-den sie alle mit diesem Ausdruck der Glückseligkeit herumlaufen.
Valinet schüttelte sich vor Grausen.
Er verließ die Allee und näherte sich dem Turm, in dem Ginnimar wohnte. Das Gebäude lag weit abseits der an-deren. Etwa fünfzig Amarena wohn-ten dort- vergleichsweise sehr wenige also. Wahrscheinlich lag es daran, daß die Schnecken auf die Bewohner noch nicht aufmerksam geworden waren.
Der Antigravlift trug ihn- bis ins oberste Stockwerk. Ginnimar öffnete persönlich die Tür; sie war nicht be-reit, in diesen Tagen dem Wohns servo zu vertrauen.
»Endlich!« rief sie. Ihre Wangen zit-terten, die Augen zeigten deutlich den Aufruhr, der in ihr herrschte.
»Ich bin so froh, dich unversehrt wiederzu-sehen.«
»Warum hast du daran gezweifelt?«
»Ich habe gesehen, wie der Mob zum Zirkel gezogen ist. Und ich wuß-te, daß du in derselben Richtung un-terwegs warst. Was ist geschehen?«
Valinet setzte sich und berichtete. Als er vom Sturz der Obelisen sprach, hatte er Mühe, sein Stimme unter Kontrolle zu halten. Vielleicht war er schon zu alt geworden, dachte er. Althergebrachte Werte

mußten im-mer wieder in Frage gestellt werden, das war ein Naturgesetz.

Aber nein, korrigierte er sich; dies war keine Revolution der neuen Ide-en, dies war ein Vernichtungsplan. Ginnimar saß ihm gegenüber und versuchte, seine Worte zu verarbeiten. Jetzt erst erkannte Valinet, daß noch mehr vorgefallen sein mußte. Etwas, das ihm noch unbekannt war.

»Was ist geschehen?« fragte er. »Da ist noch mehr, nicht wahr?«

»Du hast recht. Über die Interkom-leitung ist eine Nachricht an sämtliche Haushalte eingegangen. Eine Versammlung hat Cecevil als Steuermann abgesetzt.

»Wer ist der neue?«

Ginnimar lachte in einer Mischung aus Spott und Verzweiflung. »Wer sollte es schon sein? Sailor natürlich! Und mit seiner ersten Anordnung setzt er die Bürgerrechte der Amarena außer Kraft.«

»Unmöglich!«

»Doch, er hat es getan. Und er be-fiehlt sämtliche Bewohner der Stadt zu einer großen Versammlung. Sie fin-det in zwei Tagen statt; auf der Allee, die zum Zirkel führt.«

»Was kann er wollen?« überlegte Valinet.

»Ist das nicht offensichtlich?« Ginnimar verfügte nicht mehr über die in-nere Ruhe, um ruhig von ihrem Platz aus zu sprechen. Sie sprang auf, stellte sich ans Fenster und starre hinaus.

»Ja, ich kann es mir denken. Er holt zum letzten Schlag aus.«

»Das denke ich auch. Sailor will alle beisammen haben, dann werden die Nichtbefallenen von den anderen ge-trennt. Schon haben die Schnecken leichtes Spiel.«

Valinet erkannte den Ernst der La-ge. Sie würden auffallen, daran ging kein Weg vorbei. Entweder während der Versammlung, weil sie keine Sym-bionten trugen, oder durch ihr simples Fernbleiben. Die Stadt verfügte über Möglichkeiten, die Zahl der Amarena zu kontrollieren.

Ein Kesseltreiben stand bevor.

Es sei denn... Es sei denn, sie schlugen Sailor ein Schnippchen.

»Ginnimar! Wie sieht es mit deinen Projektoren aus?«

»Die Mentalfrequenz der Schnecken habe ich. Ich versuche, heute abend noch mit der Arbeit zu beginnen.«

»Bist du rechtzeitig zur Versamm-lung fertig?«

»Ich hoffe es.«

»Dann besteht Hoffnung«, sagte er.

Valinet schloß sich in eines der freien Zimmer ein und bestellte über die Ser-voleitung verschiedene Utensilien. Dazu gehörten Submolekurlarfarben, strukturformbares Bioplasma und ein Mikrocomputer. Zuletzt bestellte er den mechanischen Bewegungsappa-rat eines kleinen Reinigungsrobots.

Das Servozentrum stellte keine Fragen.

Drei Stunden später war das erste der Objekte fertig. Valinet verließ das Zimmer und suchte nach Ginnimar. Er bemühte sich, keinerlei Geräusch zu verursachen und sie möglichst un-vorbereitet zu treffen.

Da war sie, hinter der Tür. Er setzte genau den Gesichtsausdruck auf, den er mindestens eine halbe Stunde lang vor dem Spiegel geübt'hatte.

»Ginnimar!«

Ahnungslos drehte sie sich um. Ihr Schrei ließ ihm fast die Säfte in den Adern gerinnen. Wie sehr tat der Laut ihm weh - und doch hatte er den Ver-such nicht umgehen könrien. Ginni-mars Reaktion war der Beweis, den er brauchte.

»Valinet, nein...« Mit tingeheurer Furcht im Blick wischte sie vor ihm zu-rück. »Das ist nicht wahr...«

Rasch legte er den gespielt glückse-ligen Ausdruck ab. »Beruhig dich!« bat er. »Es tut mir leid. Und dieses Ding kann jetzt weg.«

Er packte die bewegliche, sorgsam gestaltete Schneckenattrappe, nahm sie von der Schulter und warf sie in eine Ecke.

Die Spannung in Ginnimars dünnen Gliedern löste sich nur allmählich. Valinet massierte liebevoll ihren Rük-ken; und gerade jetzt kam ihm in den Sinn, daß sie Sailor's Kind trug. Aber er verdrängte den Gedanken. Es war nicht die rechte Zeit, sich damit aus-einanderzusetzen.

»Valinet, es ... es war nur ein Test,

»Ja«, antwortete er. »Nur ein ge-glückter Test. Ich mußte die Wirkung ausprobieren, und zwar an einer un-voreingenommenen Person.«

»An mir«, sagte sie bitter.

»Ja, an dir. Ich kann niemand sonst vertrauen. Wir wissen jetzt, daß meine Attrappe echt genug aussieht. Ich wer-de eine zweite herstellen, und du küm-merst dich um die Projektoren.«

*

Ginnimar bewältigte die Arbeit in höchster Eile. Sie schlief nicht und legte keine Pausen ein. Und daran hat-te sie gut getan - es dauerte bis eine Stunde vor Beginn der Versammlung, dann endlich standen die Projektoren zur Verfügung.

»Keine Zeit für einen Testlauf«, er-klärte sie. »Wir müssen es so riskieren. Die Geräte imitieren bis auf Extrem-werte genau die Impulse echter Schnecken. Sogar eine Toleranzspan-ne ist eingebaut.«

»Jedes Individuum ist anders«, pflichtete Valinet bei.

»Richtig. Wenn das nicht reicht, ha-ben wir verloren. Dann können wir nur noch auf die anderen Städte hof-fen. Vielleicht werden sie mit den Muunia und Nolosff fertig.«

»Damit ist nicht zu rechnen. Du machst dir falsche Hoffnungen.« Vali-net verstaute das fingerlange Gerät unter seiner Sternenrobe. Er prüfte den Sitz, sicherte noch einmal mit ei-ner Spange und holte aus dem Neben-zimmer die Attrappen.

»Das ist deine«, sagte er. Ginnimar nahm die falsche Schnecke vorsichtig an. »Du brauchst nichts zu tun; sie be-wegt sich von allein richtig.«

Ängstlich und entschlossen zu-gleich machten sie sich auf den Weg zur Versammlung. Seit Jahrtausenden nicht mehr hatte Valinet eine solche Menge von Amarena beisammen gese-hen. Und fast alle trugen den Aus-druck der Glückseligkeit zur Schau -dahinter schien eine furchtbare Uni-formität der Gedanken zu stecken, aus der nichts Gutes erwachsen konnte.

Mitten in der Menge blieben sie stecken. Valinet und Ginnimar kon-trollierten gegenseitig ihre Mimik. In die Gesichter der Stadtbewohner ringsum mischte sich eine Spur von Mißtrauen, aber auf sie fiel kein Ver-dacht. Plötzlich hing eine riesige Trau-be von Robotern über der Versamm-lung.

»Was ist los!« zischte Ginnimar in das aufkommende Gemurmel.

»Es beginnt«, stellte Valinet fest »Paß auf, jetzt!«

In derselben Sekunde erschien dort, wo der Zirkel des gesunkenen Mondes lag, eine Plattform aus Energie. Selbst auf die weite Entfernung erkannte Va-linet Sailor.

»Gefährten!« donnerte seine Stim-me über die Allee. »Nun endlich ist der Augenblick da, den viele von uns ersehnt haben! Die, die anders sind, werden von euch separiert!«

Die Robot-Traube löste sich in eine Unzahl mannsgroßer Maschinen auf. Immer wieder stießen sie herab auf die Versammlung - und mit jeder Ak-tion zogen sie einen nicht Befallenen aus der Menge. Die Gefangenen wur-den in die Luft getragen und irgendwo abgesetzt.

»Vorsicht!« flüsterte Ginnimar. Sie hielt seinen Arm mit schrherzhaften Grifffest.

Über ihnen schwebte einer der Ro-boter. Er schien nachzudenken, doch Valinet wußte genau, wie unmöglich das war. Robots dachten nicht nach, jedenfalls nicht lange genug, als daß ein organisches Wesen den Vorgang bemerken konnte.

Schließlich flog die Maschine wei-ter. Ein paar Meter entfernt packte sie einen Amarena, der verzweifelt zu

flüchten versuchte. Es war Cecevil, der ehemalige Steuermann. Sie konn-ten nichts für ihn tun.

Eine Stunde dauerte die Separation an, dann war Ruhe.

»Es ist vorüber«, donnerte wieder-um Sailors Stimme. »Wie ihr wißt, ste-hen kurzfristig keine weiteren Partner zur Verfügung. Daher werden die Ge-fangenen exekutiert.«

Valinet wäre fast zusammengebro-chen vor Schock. Er hielt den Atem an, ihm wurde schwarz vor Augen. Exekutiert... Dabei waren es minde-stens fünftausend Amarena! Wesen ih-rer eigenen Art.

Aber sie konnten nichts tun.

»Valinet. Hilf mir.«

Er sah, daß Ginnimar bald das Be-wußtsein verlieren würde. Eilig dräng-te er sie aus der Menge und legte sie an einem der Bäume nieder, die die Allee säumten. Verdammte Muunia, dachte er. Zum ersten Mal in seinem Leben war in ihm ein sonderbares Gefühl, völlig fremd und doch vertraut, als ha-be er es nur all die Jahrtausende lang unterdrückt.

Er wollte Rache nehmen. Irgend-wann und irgendwo.

Dabei kam alles noch viel schlimmer.

*

Die wahre Absicht der Schnecken wurde schneller offenbar, als er be-fürchtet hatte. In seiner Maske als Be-fallener ging er in der Kurszentrale ein und aus. Er gab sich sogar den An-schein, als wolle er Sailors Entschei-dungen unterstützen.

Während der folgenden Jahre unter-nahm die Stadt endlose Flüge durch die Schwarzen Sternenstraßen. Sie suchten und vernichteten unzählige Stationen. Lizenzen wurden gelöscht und verändert.

In der Friedensinsel brach das Chaos aus.

All das, was die Amarena in Jahr-zehntausenden mühevoller Kleinar-beit geschaffen hatten, wankte nun. Mit einem Mal erwies sich die Wertlo-sigkeit ihrer Taten. Kaum eines der befriedeten Völker hielt dem System die Treue. Kriege brachen aus, und bald waren ganze Galaxien darin ver-strickt.

Die übrigen Asteroidenstädte mach-ten Jagd auf sie, doch es war unmög-lich, unter den Ereignishorizonten ei-ne Spur rasch genug zu verfolgen. Was diese eine Stadt zerstörte, konnten die anderen nicht einmal mit koordinier-ter Zusammenarbeit ausgleichen.

Das kurze Zeitalter der Gewalt brach an. Im kosmischen Rahmen ge-sehen dauerte der Kampf nicht einmal einen Augenblick larig - doch für die Rassenpsyche der Amarena entstand unermeßlicher Schaden.

Ginnimar war jetzt sechs Jahre ohne Medoversorgung. Sie wollten nicht riskieren, daß durch Zufall ihre Mas-ierung entlarvt wurde. Deshalb konnten sie nur hoffen, daß das unge-borene Kind gesund heranwuchs. Ei-ne Garantie dafür gab es nicht.

Insgeheim befürchtete Valinet das Schlimmste. Ginnimar würde bald ge-bären, und Streß waf nicht gut für sie. Die ganzen *Umstände* gereichten ihr zum Schaden.

Ausgerechnet diese Phase war es, in der die Entscheidung fiel. Schon seit langer Zeit hatten sie im Schutz ihrer Deflektoren die Stadt durchstreift -immer in der Hoffnung, durch Zufall auf eine Schwäche der Schnecken zu stoßen.

Und es war tatsächlich der Zufall, der ihnen zu Hilfe kam. Valinet beob-achtete einen tragischen Unfall.

Zwei

Amarena näherten sich in den unterir-dischen Fabriken einem defekten Mo-tor. Sie liefen direkt in den entstehen-den Überschlagblitz. Beide waren so-fort tot, ihre Körper zur Hälfte ver-brannte Asche.

Der Symbiont des ersten Amarena war ebenfalls gestorben, doch der des zweiten regte sich noch. Valinet zog seinen Strahler. Ohne jeden Skrupel löste er einen gezielten Schuß aus. Die Energiebahn fraß sich durch den Kör-per der Schnecke und teilte sie in zwei Hälften.

Augenblicklich erslarben die Zuk-kungen.

Bevor riox die Röbotwachen am Tatort eiritreffen konnten, hatte er die Überreste der Schnecke eingesam-melt. Es war ein Unfall, ja; genauso sah es aus. Valinet machte sich mit aller gebotenen Vorsicht auf den Weg.

Eine Stunde später trafer bei Ginni-mar ein.

Sie öffnete die Tür und ließ ihn ein.

»Was hast du da? Du machst so ein geheimnisvolles Gesichl«

Wortlos öffnete Valinet seine Tasche und packte die beiden angeschmorten Körperhälften aus. »Es war ein Un-fall«, erklärte er. »Glück für uns. Jetzt haben wir eines dieser Monster zur Verfügung.«

»Ist es tot?« fragte Ginnimar scheu.

»Mit Sicherheit.«

Nun erst wagte sie sich nahe heran. Mit einem Leuchtstab tippte sie die Überreste probeweise an. Nichts ge-schah. »Was sollen wir damit?« fragte sie.

»Ich habe einen Plan. Und ich schä-me mich, daß ieh überhaupt fähig bin, einen solchen Gedanken zu denken. Soweit reicht der moralische Nieder-gang, Ginnimar... Und dabei bin ich *nicht* befallen. Ich handle aus eigenem Antrieb so grausam.«

Valinets Plan war nicht leicht zu verwirklichen.

Die Vorarbeiten kosteten ein weite-res Jahr. Früher hatte der Lauf der Zeit sie kaum berührt - heute jedoch war dies anders. Mit jedem Tag star-ben ungezählte Intelligenzwesen, mit jeder Stunde flammte ein alter, von den Amarena verschütteter Krieg wie-der auf.

Doch die Arbeit ließ sich nicht be-schleunigen.

Sie verbrauchten große Mengen bio-logischer Grundstoffe, mußten sich spezielle Geräte stehlen und daraus ein kleines, geheimes Labor aufbauen. Endlich war es soweit: Die Zellprobe der Schnecke reagierte.

»Sieh her!« Ginnimar schwenkte stolz ein Reagenzglas aus Panzerplast. »Rot! Sie ist rot geworden! Das

heißt, der Gärprozeß läuft.«

Selten in den vergangenen sechs Jahren hatte er sie so gelöst erlebt. Zum ersten Mäl seit Beginn der Schnecken-Herrschaft hatten sie Hoffnung, etwas tun zu können.

»Welcher Wirkstoff ist es?« »Das Gas!« jubelte sie. Ihre hohlen Wangen schienen sich zu straffen, der Rumpf war plötzlich gerade. »Das bedeutet, wir können die Bakterien mit dem Belüftungssystem verbreiten!«

»Sie werden alle sterben«, sagte Valinet voraus. »Ich kann mich nicht darüber freuen. Der Tod eines lebenden Wesens ist niemals ein Grund zur Freude.«

»Aber wie kommen wir an die Grundstoffe?«

»So, wie bisher auch«, antwortete er. »Über das Servosystem.«

»Aber bedenke, welche Mengen wir benötigen! Allein, um die toxische Komponente zu produzieren, brauchen wir zehntausend Liter Wasser als Filter.«

»Das fällt niemandem auf.« »Den Amarena nicht; aber vielleicht einem der robotischen Systeme. Was, wenn der Zentral servo auf die Idee kommt, bei uns liege ein Schaden vor?«

Valinet zuckte zusammen. Diese Möglichkeit hatte er nicht bedacht. »Du hast recht«, gab er widerwillig zu. »Sie würden in die Wohnung eindringen und alles kontrollieren.«

»Und es gibt eine Meldung; egal, wie das Ergebnis aussieht.«

Hilflos ließ sich Valinet auf eines der Sitzmöbel fallen. Sollte ihr Plan tatsächlich scheitern, wegen... des Wasserverbrauchs? Unmöglich! Er war nicht bereit, sich mit dem Gedanken abzufinden.

»Wir finden einen Weg«, versprach er.

»Am besten schnell!« fügte Ginnimar hinzu.

Valinet und Ginnimar gingen schlafen. Am nächsten Morgen wußte er plötzlich, was zu tun war. »Wach auf!« rief er. »Ginnimar, wach auf, ich habe gute Nachricht!«

Sie war sofort wach. Mit einer geschmeidigen Bewegung erhob sie sich und streifte ihre Sternenrobe über. »Und welche?«

»Ich weiß jetzt, wie wir die Sache mit dem Wasser regeln.« Valinet scheute sich nicht, seinen Stolz deutlich zu zeigen. »Wir brechen ein.«

»Wo?« Ginnimar schaute entgeistert.

»Im Servozentrum. Versorgungsseinrichtungen werden nicht bewacht. Es gibt keine Alarmmelder. Damit rechtiert keiner; auch nicht Sailor oder die Schnecken.«

Noch am selben Abend schllichen sie im Schutz ihrer Deflektorfelder ins Servozentrum. Niemand bemerkte die nächtlichen Besucher.

»Da ist der Zentralrechner«, sagte Ginnimar. Sie zeigte auf eine kleine, etwa zwei mal zwei Meter großen Block. »Warte, Valinet. Das erledige ich.«

Sie aktivierte die Programmeinheit, stellte diejenigen Sektionen fest, die den Wasserverbrauch regelten, und installierte eine Datenschleife. Zufrieden lehnte sie sich zurück.

»Schon fertig?« wollte er wissen.

»Ja. Sobald in meiner Wohnung ein ungewöhnlicher Wasserverbrauch entsteht, geht der Computer auf Null zurück. Dann zählt er wieder, geht auf Null, und so weiter.«

»Sehr gut. Wir können beginnen.«

Binnen drei Tagen produzierten sie genügend Seuchengas, um damit eine große Hochdruckflasche zu füllen. Sie legten ihre Schutanzüge an, aktivierten die Deflektoren und machten sich auf den Weg. Niemand hielt sie auf.

Die Herrschaft der Symbionten war zu gefestigt, als daß irgendwer noch viel auf Sicherheitsmaßnahmen gegeben hätte. Der Feind war draußen, nicht in der Stadt. Die Friedensinsel galt es zu zerstören.

Bald hatten Valinet und Ginnimar die Luftverteiler gefunden. Sie setzten das Alarmsystem außer Kraft, speisten den Inhalt der Flasche ein und warteten ab. Nichts tat sich; zumindest gab es keine Hinweis darauf, daß die Bakterien bereits wirkten.

»Vielleicht müssen wir ein paar Tage warten«, fürchtete Ginnimar.

»Oder die Schnecken sind resistent.«

Eine Stunde später verließen sie die Kaverne. Draußen auf den Alleen bot sich ein furchtbarer Anblick. Amarena taumelten halb- und ziellost herum. Keiner von ihnen schien mehr einer klar durchdachten Handlung fähig. Die verzerrten Gesichter gruben sich tief in Valinets Gedächtnis ein, und er war sicher, daß er nie mehr diese Qualen vergessen würde.

Nicht einmal, wenn eine Million Jahre vergangen waren.

Er und Ginnimar trugen für diese Tragödie die Verantwortung. Gewiß, sie hatten nicht anders handeln

kön-nen. Aber dennoch waren sie es, die gehandelt *hatten*.

Am nächsten Tag fielen die Sym-bionten tot von den Schultern ihrer Wirte. Die Amarena wachten auf; sie erholten sich und fanden den eigenen Willen wieder. Viele zerbrachen an der Erinnerung. Die übrigen gingen an die Arbeit, so schnell es möglich war. Un-ermeßlieher Schaden war angerichtet, und es galt, soviel wie möglich wieder gutzumachen.

Noch am selben Tag geriet Ginni-mar in die Krise.

Der Streß hatte die natürlichen Vor-gänge in ihrem Körper beschleunigt. Valinet fand sie zusammengekrümmt am Boden, ohne Bewußtsein und mit flachem Atem. Sailor hielt sich in der Kurszentrale auf. Also mußte er allein etwas unternehmen.

Valinet gab Alarm für die Medoro-bots.

Er nahm ihren Kopf auf und bettete ihn sanft in seinen Schoß. »Was ist mit dir?« flüsterte er angstvoll.

Noch im-mer liebte er sie, das wurde ihm in diesem Augenblick deutlicher als je zuvor bewußt. »Ginnimar! Antworte doch!«

Ihre Augen öffneten sich um einen Spaltbreit, doch der Blick ging ins Leere.

»Sailor?« wisperte sie kraftlos. »Gut, daß du da bist... Ich habe eine Früh-geburt.«

Mehr sagte sie nicht. Wann trafen die Medos ein? Endlich - Valinet be-gleitete den Antigravtransport und wartete mit fliegenden Nerven im Hos-pital ab. Minuten später kam Sailor dazu.

»Ich habe es gerade gehört«, keuch-te der andere. »Wie geht es ihr?«

»Wir müssen abwarten, Sailor.«

Die Operation dauerte fast einen Tag lang. Ginnimar schwebte in Le-bensgefahr. An diesem Tag drohte ihr Leben, das ein paar Ewigkeiten lang gewährt hatte, zu verlöschen. Aber es kam nicht dazu. Die Medorobots rette-ten sie.

»Dürfen wir zu ihr?« fragte Sailor den nächstbesten Medorobot, der vor-beischwebte.

»Ja«, lautete die knappe Antwort, »aber nehmt Rücksicht auf ihren ge-schwächten Zustand.«

Ginnimar sah eher wie eine Leiche aus, als wie eine lebendige Amarena. Mit zitternden Finger berührte sie Sai-lor, dann sah sie Valinet an.

»Wie geht es dir?« Sailors Worte klangen so zärtlich, wie es Valinet von ihm nie zuvor gehört hatte.

»Gut«, gab sie schwach zurück. In den Falten der Augenwinkel stand röt-liche Flüssigkeit. »Nein, das ist nicht wahr. Mir geht es schlecht.«

»Und das Kind? Was ist rnit dem Kind?«

Ginnimars Augen fielen zu. Ein paar Tropfen rannen hinter den Lidern her-vor und benetzten ihre eingefallenen Wangen.

»Es war eine Fehlgeburt«, flüsterte sie. »Das Kind ist tot.«

6. Gegenwart: Amagorta

Wenn es einen Schock gab, so wur-de er Rhodan nicht bewußt. Auch die anderen reagierten nicht.

Nur Ayshupon zeigte ein konvulsi-visches Zucken. Der Nakk sah aus wie eine riesige, mit bläulichem ölfilm be-schmierte Schnecke. Sein blinder Schädel steckte in einer Sprechmas-ke; der einzigen Verbindung eines Blau-Nakken zur Realität. Damit be-obachtete er die Vorgänge an Bord.

Übergangslos trieb die TUCANA in jenem milchigen, gestaltlosen Licht, das immer den Raum unterhalb des Ereignishorizonts erfüllte. Von hier konnte das Licht nicht mehr entkom-men; es staute sich und wurde höch-stens auf dem Weg durch die Singula-rität gegen anderes ausgetauscht.

»Zustandsmeldung!« bat Rhodan.

»Maschinen klar.« Das war Homer G. Adams.

»Die Meßgeräte auch«, fügte Atlan hinzu.

»Und wie sieht's draußen aus, Arko-nidenhäuptling ? «

Atlan dachte ein paar Sekunden lang nach. Dabei studierte er genau die Anzeigen der Meßgeräte und traf schließlich sein Urteil. »Draußen ist nichts, was uns bedrohen könnte. Wei-ter kann ich noch nichts sagen. Ich mache mich auf die Suche nach der Kontrollstation.«

Die TUCANA gab dem schwachen Sog der Gravitation nach. Irgendwo dort vorn war die eigentliche Singula-rität; und irgendwo dort mußte auch die Station sein, die den Verkehr der Schwarzen Sternenstraßen regelte. Bisher hatten sie in jedem Black Hole des Netzes eine solche Station ge-funden. Stunden später war es soweit.

»Ich habe es!« meldete der Arkonide erfreut. »Da ist die Station!«

»Gefahren?« fragte Rhodan.

»Nichts erkennbar. Aber es gibt zwei Planeten, die im selben Abstand um die Singularität kreisen wie die Station.«

»Darum kümmern wir uns später. Zuerst sehen wir uns die Station an.«

*

Die TUCANA legte an einem beliebigen Arm der riesenhaften Kreuzkonstruktion an. Rhodan, Atlan und Gucky zogen ihre SERUNS über und stellten Körperkontakt her.

Rhodan bemerkte den fragenden Blick des Iits.

»Bring uns rüber, Gucky.«

Ein heftiger Entzerrungsschmerz verdunkelte ihm für Bruchteile einer Sekunde die Sicht. Vielleicht lag es an der relativen Nähe der Singularität. Normalerweise war Teleportieren mit Gucky eine sichere Sache. Sie materialisierten in einem leeren Korridor.

Es gab keinerlei Reaktion. Kein Alarm, nichts. Die Atmospäre im Korridor war ^Wjar dünn, aber sie hätte den Schall getragen. L

»Hier ist nichts«, stellte Atlan per Sprechfunk fest. »Vielleicht in den Räumen.«

Die Reihe nach öffneten sie sämtliche Türen, die vom Korridor abzweigten. Nirgendwo fand sich auch nur die Spur eines Einrichtungsgegenstands.

»Seltsam ...« Rhodans Herz klopfte plötzlich bis zum Hals. »Weiter, Guk-ky. Bring uns in die Zentrale.« Der Mausbiber benötigte drei Orientierungssprünge, dann hatte er den großen Raum im Schwerpunkt der Konstruktion gefunden. Auch hier kein einziger Einrichtungsgegenstand - nur leere Regale zeugten noch von einstiger Ausstattung.

»Sehen wir der Sache ins Auge«, stieß Atlan hervor. »Hier in der Station ist nichts mehr. Der Rückweg ist abgeschnitten.«

»Nein, Atlan!« Rhodan atmete tief durch und beherrschte sich. Hatte er nicht in den über zweitausend Jahren seines Lebens gelernt, daß man nie-mals aufgeben durfte? »Wir durchsuchen die ganze Station! Irgend etwas finden wir, das verspreche ich euch!«

Sie verbrachten einen Tag lang mit der Suche. Von der TUCANA kamen Homer G. Adams, Degruum, Gawal und Shyrbaat herüber. Schließlich

war es Gawal, die weibliche Anoree, die das Raumschiff fand.

Vielleicht war Raumschiff auch nicht der richtige Ausdruck.

Im Grunde wußte keiner, was von dem sonderbaren Gegenstand zu halten war. Kaum etwas an der Formgebung erinnerte an Gegenstücke galaktischer Technologie.

Das Schiff lag einfach unantastbar da, geschützt durch einen undurchdringbaren Schirm aus Energie. Am Ende ließ sich nicht einmal zweifelsfrei aussagen, daß es sich um ein Schiff handelte.

»Gucky«, bat Rhodan. »Bitte hole Ayshupon. Er soll sich das ansehen.«

»Geht klar.«

Sekunden später traf der Mausbiber mit dem Nakken ein.

»Sieh dir das an, Ayshupon.« Rho-dan beobachtete scharf jede Reaktion des Wesens. »Was hältst du davon?«

Doch Ayshupon zeigte kein Interesse. Der einzige Hinweis waren ein paar gemurmelte Silbenfetzen. — und die sagten weniger aus als nichts.

*

»Wir haben jetzt nur noch eine Hoffnung«, sagte Perry Rhodan. »Die bei den Himmelskörpern, die Atlan geortet hat. Hoffen wir, daß auf einem davon die Archäonten leben.«

Der erste Planet war auf seine Art ebenso sonderbar wie das Schiff in der Station. Sein Oberfläche bestand aus einer einzigen, dicken Schicht glasierter Gesteins. Keinerlei Erhebung oder Bauwerk existierte dort mehr - und kein Leben.

»Also zum nächsten Planeten«, entschied Rhodan müde.

»Ich bekomme Ortungen von dort!« rief Atlan. »Die Fernanalyse sagt, daß Nummer zwei organisches Leben trägt!«

»Also nichts wie hin!« meinte Guk-

ky. »Wenn's auch keine Salatköpfe sind, lieber als diese Betonkugel ist mir jedes Leben allemal.«

»Nein«, mischte sich Degruum ein. »Wir Anoree sind damit nicht einverstanden. Dies hier ist Amagorta, der Ruhesitz der Archäonten! Wir können nicht zulassen, daß mögliche Hinweise übersehen werden.«

»Und was verlangt ihr?« wollte Rhodan wissen.

»Eine Landung. Wir wollen den Planeten untersuchen.«

Rhodan gab ohne weitere Diskussion nach; einen Streit mit den drei Anoreen wollte er auf kein Fall riskieren. Außerdem mußte er sich trotz aller Ungeduld eingestehen, daß sie recht hatten.

Die TUCANA landete.

»Alles zerstört und geschmolzen.« Atian sah sich mit steinerner Miene um. »Das war ein Angriff der *Blitzer*.«

Zunächst entnahmen die Außensen-soren Bodenproben. Das Alter des Himmelskörpers ließ sich nicht ermitteln, wohl aber der Zeitpunkt des Angriffs. Die Syntronik der Space-Jet datierte ihn auf das Jahr 465 NGZ.

Degrumr hegte grundsätzlich Zweifel an dem Ergebnis.

»Habt ihr euch nie überlegt«, meinte der Anoree, »daß die Zeit im Innern Amagortas anders abläuft als im normalen Universum?«

Rhodan fand den Gedanken beängstigend. Doch weder Degrumr noch seine beiden Gefährten ließen sich ein weiteres Wort dazu entlocken. Ihre letzte Handlung war eine Namensgebung: Sie tauften Himmelskörper Nummer eins auf den Namen Machra I, der andere hieß demzufolge Machra II.

*

Machra II ähnelte seinem glasierten Bruder ziemlich; chemische Zusammensetzung und Masse waren unge-

fähr gleich. Damit allerdings erschöpften sich die Ähnlichkeiten. Machra II war eine erdähnliche Welt, von dichten Pflanzenwuchs bedeckt und mit sechs Kontinenten. Die Luft war atembar.

»Wir umkreisen den Planeten«, ordnete Rhodan an. »Wenn nötig, bleiben wir eine Zeitlang im Orbit.«

»Nehmen wir Funkverbindung auf!« schlug Adams vor. »Wenn da unten Archäonten leben, müssen sie uns hören.«

»Du hast recht, Homer. Übernimmst du das bitte?«

»Wird gemacht, Perry.« Der kleine Mann mit dem schütteren Haarkranz machte sich konzentriert an die Arbeit. Jedoch ohne Ergebnis - entweder gab es keine Archäonten, oder sie antworteten nicht auf Funksignale.

»Was ist mit der Feinortung?« fragte Rhodan.

»Es ist zum Verzweifeln!« Atlan schlug mit der flachen Hand auf eines der Ortungsgeräte. »Es sieht so aus, als hätten wir den ganzen Amagorta-Vorstoß umsonst unternommen. Keinerlei Ortung. Wenn du mich fragst, Perry: Da unten läuft nicht mal eine Batterie, geschweige denn ein Kraftwerk.«

Ein Pfeifsignal unterbrach den Arkoniden. Nachdenklich fuhr er sich mit einer Hand durch das weiße, schulterlange Haar.

»Warte mal, Perry ... Da kommt doch noch etwas herein. Wir haben eine Stadt entdeckt. Kein Lebenszeichen, aber gut erhalten!«

Rhodan dachte nicht lange nach.

»Ich stoppe ab«, entschied er. »Wir landen da unten und sehen uns um.«

*

Den Mittelpunkt der Stadt bildete eine 1200 Meter hohe Stufenpyramide.

Von dort aus führten sternförmig Straßen in alle Richtungen.

Vor Urzeiten einmal mochte die Stadt vielen hunderttausend Wesen als Wohnstätte gedient haben. Die TUCANA strich im Tiefflug über die Dächer. Es gab keine Merkmale, die allen Bauwerken gemeinsam waren, nicht einmal ein ausgeprägter Stil. Die meisten jedoch besaßen flache Dächer und wenigstens ein Fenster.

Anzeichen des Verfalls waren nicht erkennbar. Und das, obwohl es in der Atmosphäre von Machra II viel Sauerstoff gab. Sauerstoff als Element wirkte aggressiv; zumeist in Verbindung mit Wärme. Die Stadt seiheri für die Ewigkeit gebaut.

Nun erkannte Rhodan, daß den Gebäuden doch etwas gemeinsam war. Sie erweckten trotz aller Unversehrtheit den Eindruck von Alter.

Nichts geschah - auch weiterhin nicht.

Der Flug der Space-Jet rief keinerlei Reaktion hervor.

Hätte es in dieser Stadt Leben geben, es hätte sich spätestens jetzt zeigen müssen.

»Wir landen«, bestimmte Rhodan. »Ich sehe keine Gefahr mehr.«

»Und wo?« fragte Adams.

»Am Stadtrand. Von da aus können wir die Stadt am besten erkunden. Gleichzeitig behalten wir den Überblick.«

Mit routinemäßiger Vorsicht warte-ten sie eine Stunde lang untätig ab. Dann teilte Rhodan die Besatzung der Space-Jet in zwei Gruppen auf. Er, At-lan, Ayshupon und Gucky würden die entfernteren Teile der Stadtperipherie erkunden. Homer G. Adams und die Anoree sollten sich um die Nahziele kümmern. Wenig optimistisch war Rhodan in bezug auf den Nakken; dieses unbe-greifliche Wesen würde wohl kaum produktiv zur Erkundung beitragen.

Dennoch widerstrebe es ihm, Ayshu-pon allein zu lassen. Immerhin war er ein Nakk. Man mußte ihn im Auge be-halten.

»Es geht los«, sagte er.

Gucky nahm mit der Linken seine Hand, mit der Rechten hielt er Atlan fest. »Keine Angst«, sagte der Ilt.

»Es wird nicht wieder so weh tun wie in der Station. Ich gewöhne mich an die Singularität.«

Der Mausbiber behielt recht. Er schloß die Augen, konzentrierte sich und teleportierte. Die Umgebung ver-schwamm. Rhodan fühlte nichts - im Augenblick darauf hatte sich die Um-gebung verändert. Sie standen inmit-ten des Häusermeers der Stadt.

»Und jetzt hole ich unseren speziel-ten Freund ab.«

*

Die Häuser in diesem Bereich erin-nerten an altterraneische Pueblos; rie-sige, topfförmige Gebilde mit vielen Fensterscharten. Das Material der Wände schien irgendein kupferartiges Metall zu sein. Es glänzte zwar nicht, war aber dennoch blank.

»Gedankenimpulse, Gucky?«

»Nichts«, gab der kleine Ilt Rhodan zur Antwort. Plötzlich zuckte er zu-sammen. Etwas schien sich im Netz seiner parapsychischen Sinne verfan-gen zu haben. »Was zum ...«

Dann aber stockte er.

»Was ist los, Kleiner?« fragte Atlan.

»Ich dachte, ich hätte etwas gespürt. Ein Gedankenmuster. Oder zumin-dest einen Schatten davon.«

»Und?«

Gucky zuckte in typisch menschli-cher Geste mit den Schultern. »Viel-leicht hab' ich mich getäuscht.«

»Nun gut.« Rhodan sah davon ab, ihn weiter zu bedrängen. »Dann sehen wir uns eines der Gebäude an.«

Atlan setzte sich an die Spitze. Der

alte Arkonide fand als erster den Ein-gang, der an einer der Seitenflanken gelegen war. Es handelte sich um eine simple Öffnung.

»Hier!« Rhodan deutete auf zwei Ha-ken im Türrahmen. »Da hat eine Tür dringehangen.«

»Sie ist ausgebaut worden«, mur-melte Atlan. »Wieso?« »Treten wir ein.«

Die Räumlichkeit war ein langer, leerer Flur. Mit einem Mal fühlte sich Rhodan an die Station erinnert; es war ein starkes Dejä-vu-Erlebnis.

Viele Türen zweigten yon dem Flur ab. Sie durchsuchten jeden Raum, der am Weg lag, doch ohne jedes Ergeb-nis. An manchen Wänden zeigten sich noch die Schatten einstiger Einrich-tungsgegenstände, an anderen Stellen steckten leere Halterungen in der Wand.

»Sie sind nicht geflohen«, stellte At-lan bitter fest. »Sie sind ... ausgezo-gen. Als hätten sie einen besseren Ort gefunden. Einen, wo es ich eher zu le-ben lohnt.«

»Ayshupon!« sagte Rhodan. »Was weißt du davon?«

Keine Antwort. Der Nakk gab durch nichts zu erkennen, daß er Rhodans Frage verstanden hatte.

»He, kommt mal hier rüber!« rief Gucky.

Sie folgten seiner Stimme. »Das hier muß eine Art Küche gewe-sen sein. Oder ein Labor.«

Dieser Raum war der erste, in dem sie Einrichtungsgegenstände fanden. Es handelte sich um Wasch- oder Ab-flußbecken. Sie bestanden aus har-tem, emailleartigem Material, das mit der Wand molekular verschmolzen war.

»Wir finden hier nichts«, gestand Rhodan resigniert ein. »Also weiter.«

Die Suche dauerte mehr als zwei Stunden an. Bald hatten sie eine Vor-stellung vom Aussehen des gesamten

Stadtteils. Nur Bewohner - oder Hin-weise irgendwelcher Art auf sie - fan-den sich nicht. Am Ende durchkämmten sie eine einstige Fabrikanlage. Auch hier ohne jeden Erfolg. Dabei war es keine einfa-che Sache, ganze Fabrikgebäude aus-zuräumen. Dazu gehörte Ordnungs-sinn, vielleicht sogar Pedanterie.

»Komm schon, Gucky.« Rhodan winkte dem Ilt zu. »Gehen wir zurück zu den anderen.«

»Okay, Perry.« Der Ilt kam lustlos herangewatschelt. Plötzlich jedoch zuckte er zusammen - so, wie beim ersten Mal.

»Was ist los? Wieder ein Gedanken-muster?«

»Ich glaube es ...«

Gucky verschwand ohne ein weite-res Wort. Mit einem dumpfen Knall stürzte Luft in das Vakuum.

»Atlan! Ayshupon!«

»Was ist los, Perry?«

»Gucky glaubt, daß er Gedankenim-pulse gespürt hat. Er ist lostelepor-tiert.«

»Ohne ein Wort zu sagen? - Ty-pisch.«

»Wo ist Ayshupon?« fragte Rhodan.

»Ich dachte, er wäre bei dir.«

»Falsch gedacht, Arkonide. Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?«

»Vor einer Stunde. Als wir angefan-gen haben, diesen Fabrikkomplex zu durchsuchen.«

»Bei mir dasselbe. An die Arbeit! Wir müssen ihn finden.«

Aber Ayshupon blieb verschwun-den. Sie trafen sich da, wo sie die Su-che begonnen hatten. »Der ist weg«, stellte Rhodan fest. »Und Gucky auch. Na gut, dann isetzen wir uns eben hin und warten.«

*

Der Ilt kehrte eine Stunde später zu-rück.

»Wo hast du gesteckt?« fragte Rho-dan ungehalten.

Und Atlan fügte hinzu: »Du weißt genau, daß wir uns Sorgen m'achen. Das hier ist nicht Heleios. Oder die ODIN. Hier kann alles mögliche pas-sieren.«

»Reg' dich ab, Arkonidenfürst.« Ei-ne Sekunde lang zeigte Gucky seinen Nagezahn, doch sogleich wurde die Miene des Mausbibers wieder ernst.

»Und? Was ist passiert?« wollte At-lan wissen.

»Leider gar nichts«, antwortete Gucky. »Ich hatte gedacht, da wäre dieses Gedankenmuster wieder gewe-sen. Aber ich habe mich getäuscht, scheint mir... Jedenfalls war da nichts, wo ich hingesprungen bin.«

»Und dann?« Rhodan sah den Ilt mißtrauisch an. »Das dauerte doch keine ganze Stunde.«

»Stimmt, Perry. Ich hatte diese ko-mische Ortung noch mehrmals. Also bin ich im Zickzack durch die Stadt gesprungen.«

»Ohne Ergebnis natürlich«, meinte Atlan.

»Natürlich!« Gucky funkelte den Arkoniden böse an.

»Übrigens«, sagte Rhodan, »uns ist inzwischen Ayshupon abhanden ge-kommen. Er hat sich unbemerkt abge-setzt.«

»Ich könnte ihn suchen«, schlug der Mausbiber vor.

»Aber nur telepatisch, Kleiner. Im Augenblick habe ich dich lieber bei mir.«

Gucky setzte sich, sank schlaff ge-gen eine Wand und schloß die Augen. Man sah ihm die Anstrengung an -und die Frustration. »Nichts, Perry. Ayshupon ist ein Nakk. Ist nicht so einfach, diese Kerle aufzuspüren.«

»Pech gehabt.« Atlan half dem Ilt auf. »Und wie machen wir jetzt wei-ter? Zurück zur TUCANA?«

»Noch nicht«, sagte Gucky. »Ich ha-be zwar den Unbekannten oder Ay-shupon nicht gefunden. Dafür aber et-was anderes.«

»Was denn?«

»Seht's euch selbst an.«

Gucky reichte den beiden Männern die Hand zur Teleportation.

*

»Wo sind wir hier?« »Etwa zweihundert Kilometer au-ßerhalb der Stadt, Perry.«

Sie sahen auf einen riesigen, vom Wald halb überwucherten Schuttplatz hinab. Die Fläche erstreckte sich bis zum Horizont und weit darüber hin-aus. Es gab keinerlei Bauten oder Zäu-ne; man hatte einfach Schutt in die Landschaft gekippt und dabei ein wei-tes Areal bedeckt.

»Was ist das für Zeug da unten?« fragte Rhodan.

Gucky teleportierte ihn und Atian wortlos ein Stück hinein in die Fläche. Unter ihren Stiefeln fühlte sich das Material unnachgiebig an. Federnde Stellen gab es nur dort, wo sich Moos und Flechten angesiedelt hatten.

»Scheint Schlacke zu sein«, stellte Atlan fest. Er bückte sich und ver-suchte, ein Stück der miteinander ver-schmolzenen Masse abzubrechen. Es mißlang.

»Thermonukleare Schlacke. Das Zeug ist bei großer Hitze verbrannt worden.« Rhodan drehte sich um die eigene Achse. Überall derselbe An-blick. »Vielleicht sind das die Geräte, die die Bewohner aus den Häusern entfernt haben.«

»Kann ich mir nicht vorstellen«, meinte Gucky. »Wer baut denn sorg-fältig seine Hauseinrichtung aus, um sie hinterher bloß zu verbrennen?«

»Ich weiß es nicht«, gab Rhodan un-sicher zurück. »Vielleicht die Archäonten. Wir wissen nichts über ihre Mentalität.«

»Aber seht euch doch mal um«, bat Atlan. »Das geht in alle Richtungen so. Diese ganze Schlacke kann nicht aus einer einzigen Stadt stammen.«

»Eine zweite Stadt existiert aber nicht auf Machra 11.«

»Sümmt, Perry. Ich habe eine Theo-rie. Die Archäonten müssen mit irgendwelchen Raumschiffen hergekommen sein. Wo sind die ge-blieben?«

»Du meinst... hier, Atlan?« Rho-dan rieb sich nachdenklich die Stirn. »Du meinst, sie haben sogar ihre Raumschiffe verbrannt?«

»Möglich wär's. Jedenfalls gibt es nirgendwo sonst eine Spur davon. Das erklärt das Ausmaß der Fläche.«

»He, ihr beiden!« rief Gucky. »Hier gibt's nichts mehr zu sehen.«

Der Ilt faßte ihre Hände und telepor-tierte sie zurück in die TUCANA.

Am nächsten Tag befaßten sie sich mit der Stufenpyramide. Diesmal blieben sie als Gruppe zusammen. Nur Ayshupon fehlte. Aus der Nähe wirkte das Gebäude riesig und erdrückend -es war wie die anderen Bauwerke der Stadt mit einer Aura hohen Alters be-haftet.

Gefahr drohte nicht.

Rhodan betrat die Pyramide als er-ster. Er durchschritt ein schmales Por-tal, das an der Stirnseite zur Straße gelegen war, und stand in einer zehn Meter hohen Halle.

»Ist ja riesig hier!« stellte der Ilt fest. »Mir scheint, diese Halle reicht fast über den ganzen Grundriß.« Das Innere der Pyramide war mit kupferfarbenem Material ausgeklei-det. Es gab keinerlei Einrichtungsge-genstände; aber daran hatte sich Rhodan inzwischen gewöhnt. Weshalb hätten die Stadtbewohner ausge-rechnet die Pyramide auslassen sollen? Es hätte ihrer Gründlichkeit zu-tiefst widersprochen.

»Untersuchen wir zuerst die Treppenhäuser«, entschied er.

Zwölf Schächte steUten die Verbin-dung zwischen der Halle und den Obergeschossen her. Aber Rhodan konnte sich denken daß es oben ebenso leer war wie hier. Gemeinsam mit Atlan untersuchte er einen der Schächte. In der Tat, von hier aus führten bequem begehbar Stufen aufwärts.

Außerdem begann in Höhe der er-sten Treppen ein niedriger, schmaler Gang. Er führte gerade bis in den Qua-dei-j der das Zentrum der Halle bilde-te. An jedem der Treppenhäuser hing ein solcher Gang.

»Kommt zusammen!« rief Rhodan laut. In der Weite der Räumlichkeit hallte das Geräusch lange und ble-chern nach. Er wartete ab, bis auch Degrum und seine beiden Artgenos-sen sich eingefunden hatten, dann fragte er: »Was unternehmen wir jetzt? Vorschläge?«

»Da hinten sind ein paar kleinere Räume«, meinte Adams. Er deutete auf den entgegengesetzten Teil der Halle. »Die könnten wir durchsu-chen.«

»Oder wir gehen nach oben«, schlug Gucky vor.

Die Mehrheit allerdings entschied, zunächst den Quader in Augenschein zu nehmen. Sie betraten eines der Treppenhäuser, schalteten die Lam-pen ihrer SERUNS ein und folgten dem niedrigen Gang.

Der Quader war ein leerer Raum von zehn Metern Kantenlänge. Leer - bis auf einen einzigen Gegenstand.

Bevor sie noch dazu kamen, ihn zu untersuchen, gab es den Zwischenfall.

»Perry!« Das war der Ilt.

»Was ist?«

»Jetzt hab' ich es ... das Gedanken-muster! Wartet hier!«

»Verdammt, jetzt ist der Kleine wie-der weg«, fluchte Atlan.

Aber sie hatten nicht lange zu war-ten. Gucky blieb nur ein paar Sekun-den lang verschwunden. Als er auf-tauchte, hatte er eine Nakken bei sich. Es war Ayshupon.

»Gut gemacht, Gucky!« lobte Rhodan.

»Ich habe ihn irgendwo in der Stadt gefunden. Sah so aus, als hätte er sich verirrt.*

»Also war es Ayshupon, den du die ganze Zeit gespürt hast.«

»Nein, Perry. Leider nicht. Als ich das erste Mal dieses Muster hatte, stand Ayshupon gerade neben mir.«

»Aber eben hast du gedacht, du hät-test diesen *Fremden*.«

»Genau«, antwortete der Ilt. »Und das ist es, was mir Sorgen macht. Wenn ich das fremde Muster mit Ayshupon verwechselt habe...«

»... dann kann der Fremde nur ein zweiter Nakk sein!« ergänzte Atlan. »Verdammt! Wie kommt der hierher?«

»Keine Ahnung, Arkonide. Viel-leicht fragen wir Ayshupon am besten selbst.«

Der Nakk machte nieht den Ein-druck, als sei er verstimmt oder unzu-frieden. Immerhin hatte Gucky ihn soeben aufgegriffen und gegen seinen Willen teleportiert. Er stammelte ab-gehackte, unverständliche Silben, de-nen jeder Zusammenhang fehlte.

Nur Atlan fand einen Sinn darin.

»Mein Extrasinn hat sich gemeldet«, flüsterte der Arkonide. »Er hat die Sil-ben zusammengesetzt - oder jeden-falls einen Teil davon.«

»Und? Sag schon!«

»Mein Extrasinn denkt, Ayshupon redet von einer Bedrohung. Von einer *akuten* Bedrohung.«

Rhodan schwieg eine Weile. »Was meinst du, Gucky... Findest du die-sen zweiten Nakken, wenn du etwas Zeit hast?«

»Vielleicht. Ich weiß nicht.«

»Womöglich hat er sich längst aus dem Staub gemacht«, meinte Homer G. Adams. »Er könnte schon auf der anderen Seite des Planeten sein. Dann findet Gucky ihn nie.«

»Falsch, Homer«, meinte der Ilt. »Es ist eine komische Sache mit diesen Nakken. Das ist keine Frage der Ent-fernungs. Manchmal kann ich Ayshu-pon nicht einmal espeln, wenn er ne-ben mir steht. Manchmal auf tausend Kilometer Entfernung.«

»Mit anderen Worten?«

»Tja«, sagte der Ilt. »Wenn ich das mal selber wüßt. Hoffen wir, daß das mit der Bedrohung nur so dahergefa-selt war.«

Rhodan sagte nichts dazu. Er als Mensch verstand die Nakken nicht -aber der Gedanke, einer von ihnen könne wirklich sinnlos daherreden, war Unfug.

7.

Vierter Tag der Vergangenheit: *Die Suche nach Amagorta*

In den folgenden Jahren nach Cece-vils Tod übernahm Donovan das Amt des Steuermanns.

Die Auseinandersetzungen fanden kein Ende. Was vorher eine Friedens-insel gewesen war, verdiente nun eher den Namen Insel der Kriege.

Niemand war imstande, die Ent-wicklung aufzuhalten. Die Muunia und die Nolosff spielten bald schon keine herausragende Rolle mehr. Bei so viel Eigendynamik waren keine Ka-talsatoren nötig.

Fünfhundert Jahre später verein-barten die Asteroidenstädte der Ama-reна ein großes Konzil. Mitten im Leerraum zwischen zwei riesigen Ga-laxien trafen sie sich, koppelten die Städte zu einem Verbund zusammen und errichteten einen Schutzschirm.

So waren sie gegen alle Überra-schungen gefeit.

Ein zweiter Vorstoß wie der des Muunia-Raumers stand nicht zu er-warten.

Im Versammlungssaal der größten Stadt beratschlagten die Steuerleute und wichtigsten Bewohner. Gab es Maßnahmen, die sie ergreifen konn-ten? Irgendeine Möglichkeit, die noch nicht ausgeschöpft war?

»Ich möchte einen Vorschlag ma-chen«, sagte Donovan.

Sein ungewöhnliches Äußeres feS-selte die Aufmerksamkeit all derer, die anwesend waren. Das war ver-ständlich, überlegte Valinet; schließ-lich hatte sich die Statur der Amarena in den letzten Jahrhundertausenden fortentwickelt. Es gab keine Eskuquel mehr - bis auf dieses eine Relikt.

»Wir alle sind inzwischen sehr lang-lebig geworden. Kaum einer ist unter uns, dessen Lebenserwartung unter zehntausend Jahren liegt. Wir haben noch immer Zeit. Wir können warten, bis die Kriege vorbei

sind. Dann er-richten wir unsere Friedensinsel von neuem.«

»Nein«, entgegnete einer der ande-ren Steuerleute, ein Amarena namens Minaimo. »Du hast unrecht, Donovan. Wir haben Zeit, das ist wahr. Aber auch unser Volk hat keine Zeit zu ver-schwenden.«

»Um den Frieden zu kämpfen«, wandte Valinet ein, »ist niemals ver-schwendete Zeit.«

Minaimo winkte müde ab. »Doch, das ist es. Wir sehen es doch im Au-genbjick. Was geschieht denn? Sobald sich im System ein Fehler einstellt -und mehr ist in Wahrheit nicht gesche-hen! -, bricht alles zusammen. Unsere Mühen haben nicht gefruchtet.«

»Ein Versuch ist nicht genug«, wi-dersprach Donovan. »Beim nächsten Mal machen wir es besser.«

»Nein. Es wird kein nächstes Mal geben.«

Valinet wollte einen weiteren Ein-wand vorbringen, doch er spürte, daß Minaimo die Ansicht der Mehrheit vertrat. »Und was dann?« fragte er.

»Ich und ein paar andere Steuerleu-te haben eine Idee entwickelt.« Minai-mo erhob sich und deutete der Reihe nach auf fünf weitere Amarena.

»Wir hören.«

»Wir alle wissen, daß unsere Vorfah-ren in weiser Voraussicht die Frie-densinsel auf bestimmte Bedingun-gen gegründet haben. Alles hängt von den Schwarzen Sternenstraßen ab.«

Valinet begriff plötzlich, was jetzt kommen mußte. Die Straßen! Das letzte Druckmittel...

Minaimo fuhr fort: »Die Amarena müssen allen Rassen die Lizenz ent-ziehen. Niemand soll in Zukunft mehr die Wege benutzen dürfen, die wir er-schlossen haben.«

»Und was ist mit denen, die am Krieg nicht beteiligt sind?« rief Do-novan ärgerlich dazwischen.

»Sie sind alle beteiligt.« Minaimo ließ sich nicht aus der Fassung bqn-gen. »Und deshalb sollen sie alle an dem Punkt weitermachen, an dem wir damals eingegriffen haben. Nicht nur wir Amarena verdienen einen Neuan-fang. Auch die Völker der Friedensin-sel.«

*

Es geschah so, wie das Konzil be-schlossen hatte. An jeden Planeten, je-de Station erging die Nachricht, daß die Schwarzen Löcher von nun an wieder Todeszonen waren. Ganze Flotten von Schlachtschiffen und Truppentransporter strandeten in un-bekannten Galaxien, unendlich weit von zu Haus entfernt. Aber das waren

die Nebenwirkungen, die die Amare-na in Kauf nahmen.

Von einem Tag zum anderen kam der Großteil der Kampfhandlungen zum Erliegen. Mehr konnten sie nicht tun. Die Völker mußten ihre Geschik-ke wieder allein lenken - in die Blüte oder in den Untergang. Sie verließen für immer den Bereich des Universums, in dem Maudaan lag. Noch immer hielten die Städte losen Kontakt untereinander. Eine Phase der Ziellosigkeit begann, und die Amarena erkannten, daß sie im Grun-de am Anfang des Weges standen. Wa-ren denn ihre Probleme nicht diesel-ben wie die der anderen Rassen?

Es gab keinen Grund, sich überle-gen zu wähnen.

Die Amarena wußten, daß sie zu Hö-herem bestimmt waren, doch nie-mand wußte einen Weg, um ans Ziel zu gelangen. Wie sah das »Ziel« über-haupt aus? Die folgenden Jahrtausen-de und Jahrzehntausende gingen als Blütezeit der Technik in die Geschich-te der Rasse ein. Niemals vorher hatten sie ein Volk getroffen, daß ihnen auf diesem Gebiet ebenbürtig war.

Eines Tages aber war es doch der Fall.

Die Begegnung markierte im Leben der Amarena einen Wendepunkt.

*

Donovan war noch immer Steuer-mann.

»Was treibt da im Raum?« fragte Va-linet ihn.

Der Eskuquel nutzte alle techni-schen Möglichkeiten der Kurszenta-le. Bald stellte sich heraus, daß eine undefinierbare Ansammlung sechsdi-mensionaler Impulse schlingernd auf die nächste Sonne zufiel - an sich ein physikalische Unmö.glichkeit.

»Sie funken um Hilfe!« rief Dono-van. »Das muß ein Raumschiff sein!«

56

»Starten wir eine Hilfsaktion?« frag-te Valinet. Die Erfahrung mit dem Schiff der Muunia hatte ihn

vorsichtig gemacht.

»Natürlich. Ich habe den Eindruck, das fremde Schiff ist in sehr unge-wöhnlichen Schwierigkeiten. Diese Impulse . . . unerklärlich. Wir müssen Sailor und Ginnimar rufen. Ihre Hilfe wird gebraucht.«

Em paar Stunden später stand fest, daß in dem fremden Schiff ein Dime-sexta-Triebwerk außer Kontrolle gera-ten war. Das Schiff schwebte in sei-nem eigenen Mikrouniversum. Es stand noch in Verbindung mit dem Standardraum, konnte aber aus eige-ner Kraft nicht entkommen.

»Schaffen wir es?« wollte Donovan wissen.

Ginnimar lächelte beruhigend. »Ein paar Minuten noch. Wir haben sie, be-vor sie in die Sonne stürzen.

Dafür ga-rantiere ich.«

Sie behielt recht.

Die technischen Mittel der Asteroi-denstadt brachen eine Lücke in den Mantel aus Energie. Das Schiff kam frei - doch der Erfolg stellte sich nur deshalb ein, weil die Unbekannten über ähnlich hochentwickelte Mittel verfügten wie die Amarena.

*

Valinet war gespannt, wie die Frem-den aussahen.

»Da kommen sie!« rief Donovan.

Das Schiff hing über dem Zirkel des gesunkenen Mondes, der noch immer von den gestürzten Obelisken ge-säumt war. Gemächlich sank eine win-zige Raumkapsel nieder. Sie setzte in der Mitte des Zirkels auf; ein Schott öffnete sich, zwei Gestalten schweb-ten herab.

Sie waren humanoid, ebenso wie die Amarena, jedoch wesentlich größer gewachsen. Ihre Augen schimmerten

in der Farbe von Bernstein, während sübriges Haar wie eine Mähne den Kopf umschloß. Die Hautfarbe der beiden war ein intensives Grün, wie das bestimmter Edelsteine.

Valinet, Donovan, Sailor, Ginnimar und ein paar andere begannen gleich-zeitig zu reden. Einer der beiden Fremden hob beruhigend die Hände. Zunächst nahmen die Translatoren ih-re Tätigkeit auf, dann konnte die Un-terhaltung beginnen.

»Ich bin Skhengis-Tin«, sagte der größere der beiden Fremden. Mit ei-nem Arm deutete er auf die Gestalt neben ihm. »Und das ist meine Ge-fährtin Soleo-Nathos, die Komman-dantin unseres Schiffes. Wir sind vom Volk der Hathor.«

Von einem Volk dieses Namens hat-ten die Amarena nie zuvor gehört.

»Und wir bedanken uns für eure Hil-fe«, fügte Soleo-Nathos hinzu. »Viel-leicht können wir unsererseits euch ei-nen Gefallen erweisen?«

»Das könnt ihr«, antwortete Valinet für alle. »Erzählt uns eure Ge-schichte!«

Skhengis-Tin und seine Gefährtin ließen sich gern darauf ein. Die Ama-rena bekamen eine sehr lange Ge-schichte zu hören; sie dauerte einen Tag und eine Nacht lang.

Bald stellte Valinet fest, daß auch die Hathor über den Sinn des Lebens nicht mehr wußten als die Amarena. Sie hatten viel zu oft auf die Technik als Heilsbringer gesetzt. Irgendwann, so fürchtete Soleo-Nathos, würden sie einfach aufhören, sich zu vermehren. Und dann würde das Volk der Hathor sterben. Die Fremden verließen die Stadt, wie sie gekommen waren. Ihr kleines Boot flog hoch zum Mutterschiff. Zehn Minuten später verschwanden sie für immer aus der Ortung.

Wenn es eine Lehre gab, die man aus ihrem Besuch ziehen konnte, dann fol-gende: Der Weg der Hathor führte nicht zum Ziel. Die Amarena mußten eine andere Möglichkeit finden.

*

Dennoch setzte sich der technische Aufstieg der Amarena noch mehr als zweihunderttausend Jahre lang fort. Ein Volk dieses Alters traf keine über-eilten Entscheidungen, wenn ihm unendlich viel Zeit zum Nachdenken zur Verfügung stand.

Sie wollten weder den Weg der Technik fortsetzen, noch wollten sie versuchen, übereilt die nächste Evolu-tionsstufe zu nehmen. Nein, der Weg der Superintelligenzen war nicht *ihr* Weg. Die Amarena wollten ihre Kör-per behalten, gleichzeitig aber eine starke Verinnerlichung erreichen.

Es begann das *Zeitalter des Geistes*.

Zunächst nahm niemand außer Va-linet und seinen Freunden die neue Entwicklung wahr. Doch unmerklich änderten sich die Amarena. Junge Me-kanten zeigten zwar noch die Neigung zur Technik -

ohne darin allerdings mehr als ein Mittel zum Zweck zu se-hen. Der Geist war es, der zählte.

Wieder vergingen hunderttausend Jahre.

Die Tendenz zur Verinnerlichung schritt fort. Körper und Technik wurden nur als die eine Seite des Lebens begriffen; notwendig, aber nicht do-minant.

Die Amarena nahmen genetische Veränderungen an sich vor. Niemand trug mehr die Sternenroben, die eine Ewigkeit lang den Weg der Rasse be-gleitet hatten. Nun wurden Haut und Kleidung eins - nicht mehr der Mund diente zur Nahrungsaufnahme, son-dern jede Pore des Körpers. Was zur Aufrechterhaltung der Lebensfunk-tionen benötigt wurde, führten sich die Amarena in gasförmigem Zustand zu.

So verlor der Körper noch mehr an Bedeutung, überlegte Valinet.

»Was soll jetzt geschehen?« fragte Ginnimar. »Wir sehen, wohin die Ent-wicklung geht. Was können wir tun?«

»Vielleicht müssen wir den Vorgang beschleunigen«, meinte Sailor. »Der Rest, worin immer er bestehen mag, ergibt sich irgendwann und ir-gendwo.«

»Der Meinung bin ich auch«, bestä-tigte Valinet. »Die Amarena haben vie-les ausprobiert. Aber es gibt etwas, was noch fehlt: Die selbstaufrechte Einsamkeit. Wir alle brauchen einen Ort, an dem wir wirklich Ruhe fmden können.«

»Ruhe?« Donovan zeigte sein Un-verständnis deutlich. »Wir haben alle Zeit und Ruhe der Welt.«

»Nein, das ist nicht wahr!« rief Vali-net. »Was die Amarena brauchen, ist ein einsamer Ort. Ein Ziel, das nie-mand außer uns erreichen kann. Dort soll die endgültige Eroberung des Gei-stes stattfinden.«

»Und welcher Ort ist das?«

Darauf allerdings wußte auch Vali-net keine Antwort.

Trotzdem begannen sie, ihre Ideen unter die Amarena zu tragen. Kurze Zeit später entstand in einer der Aste-roidenstädte der Begriff Amagorta. Amagorta sollte ein legendäres Schwarzes Loch sein, eine Art letzte Heimstatt.

Was den vier Unsterblichen nicht eingefallen war, entwickelten die Amarena aus eigenem Antrieb. Amagorta wurde zum Ziel der Suche. Ir-gendwo in Raum und Zeit mußte Amagorta existieren.

Der innere Friede des Volkes war wiederhergestellt.

Als Symbol dieser Tatsache richtete Valinet den Zirkel des gesunkenen Mondes so her, wie er vor dem Angriff der Muunia ausgesehen hatte. Zwei Tage dauerte die Arbeit. Er benutzte keine Roboter, sondern nur ein Anti-gravgerät und Seilwinden. Dann war es soweit: In majestätischer Dauerhaf-tigkeit säumten die vierundzwanzig Obelisken aufrecht den Platz.

Valinet lehnte sich zufrieden zurück und genoß den Anblick der Sterne. Das Universum hieß für jeden eine Lösung bereit.

*

Im Lauf der nächsten zehntausend Jahre entstand ein Problem, das nie-mand vorausgesehen hatte. Die Zahl der Amarena nahm stetig ab, obwohl die durchschnittliche Lebensspanne des Individuums stieg. Es gab kaum noch Fortpflanzung.

Holte das Verhängnis der Hathor sie ein, bevor sie Amagorta noch gefun-den hatten? Valinet wollte es nicht wahrhaben. Aber der Expansions-drang der Amarena starb völlig ab. Niemand benutzte mehr die Schwar-zen Sternenstraßen, nur noch roboti-sche Systeme schirmten die Stationen vor Mißbrauch ab. Viele Städte wur-den verlassen und aufgeben, und bald waren nur noch zwanzig dieser ausge-bauten Asteroiden übrig.

Ein langwieriger Wettkampf begann.

Die Gesamtzahl aller Amarena, die in den Asteroidenstädten lebten, sank auf wenige Millionen.

Irgendwann je-doch kam der bedrohliche Prozeß zum Stillstand. Die Überlebenden starben nicht mehr, keiner von ih-nen... Ein Zwischenziel auf der Su-che nach Amagorta war erreicht.

Kraft ihres Geistes hatten die Ama-rena die Unsterblichkeit erreicht.

Das derzeitige - und vielleicht end-gültige - Erscheinungsbild der Ama-rena spiegelte ihr hohes Alter wieder. Sie hatten zarte, lange Finger und biegsame Arme. Ihr Gang war maje-statisch; fast erinnerter die Bewegun-gen an Amphibien, die es gewohnt wa-

ren, einen Teil ihrer Zeit unter Wasser zu verbringen. Die Haut war ohne je-den Haarwuchs und schneeweiß, die Lippen schienen ständig zu einem Lä-cheln verzogen.

Lediglich Valinet und seine drei Freunde bildeten eine Ausnahme. Sie hatten die Entwicklung nicht mitvoll-zogen.

*

Die Suche nach Amagorta dauerte eine Ewigkeit lang, aber schließlich fand auch sie ein Ende. Die Wahl der Amarena fiel auf ein Schwarzes Loch in einer kleinen, abgelegenen Spiral-galaxis, etwa dreitausend Lichtjahre entfernt vom Zentrumskern.

Im Grunde gab es nichts, was ausge-rechnet diesen Ort als Zuflucht gün-stig scheinen ließ. Aber alle spürten, daß dies Amagorta war. Es gab keine Diskussion darum.

Die Amarena trafen alle Vorberei-tungen.

Ihr Rückzug von der kosmischen Bühne stand bevor, und niemand wußte, ob sie je wieder zum Vorschein kommen sollten. Was aber geschah mit ihrem Vermächtnis, den Schwar-zen Sternenstraßen?

Eines war klar: Das Straßennetz mußte erhalten bleiben. Zwar lag den Amarena nichts mehr an Monumen-ten der Tecnik - doch ebensowenig waren sie blinde Zerstörer. Sie brauchten eine Wächterrasse. Die Straßen sollten der Obhut eines Vol-kes übergeben werden, das ethisch höchste Anforderungen erfüllte und bereit war, einen höheren Ast der Evo-lution zu erklimmen.

Viele Rassen kamen in die engere Wahl.

Doch auf irgendeine Art und Weise scheiterte die Übergabe am Ende im-mer. Entweder die Fremden liebten den Krieg zu sehr, oder ihnen fehlte

der innere Antrieb zum friedlichen Wettbewerb, oder sie waren technisch nicht weit genug entwickelt.

Denn das Volk ihrer Wahl mußte be-reits aus eigenem Verständnis gelernt haben, mit Schwarzen Löchern umzu-gehen. Was wäre geworden, hätten sie eine technisch unterentwickelte Rasse gewählt? Hätte nicht die Möglichkeit bestanden, daß der unverdiente tech-nische Segen eine Ära der Degenera-tion einleitete? Daß diese Rasse be-gann, sich auf fremden Lorbeeren aus-zuruhnen?

All diese Gefahren bestanden. Den-noch fanden die Amarena das geeigne-te Volk. Es nannte sich Anoree, und es gehörte ebenfalls zum weitverzweig-ten Stamm der Humanoiden.

Ja, die Wahl war gut.

Die Anoree hatten viele Namen für die Amarena. Sie nannten sie durr-aj-rajmscan. Die Herren der Straßen, oder machraban, die Archäonten. Den Amarena war es gleich. Sie übergaben sämtliche Daten, Lizenzen und Codes der Schwarzen Sternenstraßen den Anoree. Fünfzig Jahre Übergangszeit wurden den Anoree zum Eingewöh-nen zugestanden.

Bild 2

Dann konnten sich die Amarena endgültig zurückziehen.

Lediglich eine Maßnahme ergriffen sie noch: Ein bestimmter Bereich des Straßennetzes wurde abgekoppelt und aus dem Datenwerk entfernt. Es handelte sich um die S.terneninsel, zu der Amagorta gehörte, mitsamt einer Gruppe umliegender Galaxien.

Ihre Zuflucht war gesichert. Nicht einmal den Anoree stand eine Mög-lichkeit offen, die Ruhe des alten Vol-kes jetzt noch zu stören.

*

»Das ist das Ende unseres Weges«, sagte Valinet müde. »Wer hätte je ge-dacht, daß es so lange dauert?«

Donovan hockte schlaff in seinem Sessel. »Niemand«, gab er zu. »Ich bin so leer. Ich glaube nicht, daß ich in die Isolation mitgehen werde.«

»Du willst Amagorta nicht mehr se-hen?« fragte Sailor.

»Nein.« Donovan starre blicklos aus dem Fenster. »Es gibt nichts, was ich im Grunde nicht schon gesehen hätte.«

»Das ist Unfug«, meinte Ginnimar aufbrausend.

»Vielleicht... Aber eines ist wahr: Ich will Amagorta nicht mehr sehen. Erinnert ihr euch an die Tage, als die Eskuquel und die Viperter sich zu ei-nem Volk vereinigt haben?«

Sie alle erinnerten sich, an die Tage des Aufbruchs und die Euphorie, an den mit einem Mal völlig neuen An-blick des Universums.

»Wißt ihr noch?« Donovan erhob sich und sah sie alle der Reihe nach an. Sein kantiges, gedrungenes Esku-quelgesicht wirkte mit einem Mal ur-alt. »Damals haben wir gesagt, wir vier wollen die Amarena bis

an ihr Ziel lei-ten. Jetzt ist es soweit. Was haben wir noch bei den anderen verloren?«

»Sie sind unser Volk«, wandte Sai-lor ein.

»Sie waren unser Volk. Die Amare-na haben sich entwickelt, aber wir sind stehengeblieben. Unser innerstes Wesen ist noch so wie früher.«

»Ja«, gab Valinet zu, »aber zumin-dest haben wir bei den Amarena unse-re Zuflucht. Wir haben eine Heimat bei ihnen.«

Donovan breite geringschätzige Arme aus. »Wir sind so alt, Välinet; was sollen wir schon mit einer Zu-flucht. Und was für eine Zuflucht! Habt ihr es schon gehört?«

»Was?«

»Sie wollen die Kristalltürme abrei-ßen und durch etwas anderes erset-zen, das zweckmäßiger ist.« Ein paar Sekunden lang herrschte betroffenes Schweigen. Dann sagte Valinet: »Vielleicht können wir sie umstimmen.«

Donovan verzog in einer Mischung aus Ironie und Schmerz das Gesicht. »Wir? Gewiß nicht... Die anderen ha-beri inzwischen gemerkt, daß wir uns isolieren. Sie glauben, daß wir auf dem Weg zur Vervollkommnung nur ein Unruheherd sind. Sie denken, wir halten uns für etwas Besonderes. Für eine geistige Elite.«

»Ist das wahr?« fragte Ginnimar be-troffen. »Dann verstehe ich dich, und ich fühle ähnlich. Aber was ... was können wir tun?«

Donovan stellte sich ans Fenster und sah hinaus auf die Alleen und die Kristalltürme, in denen sich funkeln das Licht des Kosmos brach. Weit ent-fernt lag als dunkler Kreis der Zirkel des gesunkenen Mondes. Der alte Es-kuquel sah aus, als wolle er von allem Abschied nehmen.

»Es gibt nichts mehr zu tun für uns,
nichts ... Meine Freunde, unser Weg
ist vorgezeichnet. Es ist Zeit zum
Sterben.«

Valinet hatte überraschend wenig

Mühe, sich an den Gedanken zu ge-wöhnen. Mehr noch; ihm wurde völlig klar, daß es keinen anderen Weg gab. Die anderen dachten ebenso. Fünfzig Jahre blieben ihnen noch übrig.

Als nur noch zehn Jahre geblieben waren, faßte ausgerechnet Ginnimar einen Plan.

»Valinet, ich möchte mit dir reden.«

»Wir könnten zum Zirkel gehen.«

»Das ist mir recht.« Sie sah ernst und aufgeregt zugleich aus; so, als ha-be sie vor ihrem Tod noch eine wichti-ge Sache zu erledigen.

Valinet fragte sich vergeblich, was es war. Sie langten an dem Platz im Mittelpunkt der Asteroidenstadt an und setzten sich. Einer der steinernen Obelisken stützte ihre Rücken. Er hat-te das Gefühl, ihr so nah zu sein wie niemals zuvor.

»Valinet«, begann sie zögernd, »es geht um unseren Tod. Wir werden sterben, und das ist gut so. Du, Sailor und Donovan, ihr habt gesagt, es gibt nichts mehr, was noch zu tun bleibt...«

»Und das ist die Wahrheit«, antwor-tete er sanft. Er sah ihr in die Augen und erfaßte instinktiv, was Ginnimar bewegte. So waren die kommenden Worte keine Überraschung mehr.

»Das stimmt für euch«, sagte sie. »Aber es stimmt nicht für mich. Ich bin eine Frau - und ich bin noch ge-bärfähig. Das ist es, was ich noch erle-ben möchte. Ich möchte ein lebendi-ges Kind zur Welt bringen.«

»Ich verstehe dich, Ginnimar. Zehn Jahre noch. Glaubst du, daß die Frist feicht?«

»Ich bin sicher.«

Eine Weile schw'iegen sie.

»Wer soll der Vater sein?« fragte Va-linet dann mit einem Anflug von Bit-terkeit. »Sailor?«

Ginnimar nahm seine Hand und lehnte sich an ihn. »Nein, Valinet. Ich habe keine Zeit mehr für Lügen. Dies-mal will ich das Kind mit dir zeugen.«

Noch in derselben Nacht zpgen sie sich in einen der Türme zurück. Als der Morgen heranbrach, sah Valinet die Welt mit anderen Augen. Mit ei-nem Mal war er unendlich traurig -daß ihm nur noch zehn Jahre blieben, diese wunderbare Welt zu genießen.

Valinet baute mitten im Zirkel des gesunkenen Mondes eine Hütewiege. Von hier aus wollten sie den Sturz in Amagorta erleben, und hier sollte ihr Kind zur Welt kommen. Sie hatten be-schlossen, daß dieses Kind kein ge-wöhnliches Kind sein solle. Als Ver-mächtnis wollten sie ihm all ihr Wis-sen und all ihre Erfahrungen mitge-ben. In diesem Kind lebte das Potenti-al der vier Unsterblichen weiter... So erhielt ihr Tod den Sinn, der ihm Wür-de gab.

Zehn Jahre vergingen.

In Ginnimars Leib wuchs das Kind heran; körperlich würde es sein wie die Amarenä der Gegenwart, es würde ein Leben als Gleicher unter Gleichen führen.

Bald stand fest, daß es sich um eine Tochter handelte. Die Medorobots stellten keinerlei Geburtsfehler fest. Nur ein paar der genetischen Anlagen mußten im nachhinein korrigiert werden. Eine Tochter... Im Augenblick ihres Todes würden die vier ihr einen Namen geben.

Valinet nutzte die letzten Wochen, ihre Geschichte niederzulegen. Er legte einen Datenspeicher an, der die Geschichte der Amarena enthielt, von den Vipertern und Eskuquel bis zur Ankunft bei Amagorta. Die vier Tage der Vergangenheit, das war der Name, den er seiner persönlichen Historie gab. Spätere Generationen sollten erfahren, was es bedeutet hatte, eine Ewigkeit lang zu leben. Und sie sollten erfahren, wie wenig eine Ewigkeit im Angesicht des Todes war.

*

»Seid ihr bereit?«

Die riesenhafte, schwarze Scheibe Amagortas erfüllte das Blickfeld der vier. Im Mittelpunkt des Zirkels stand die vollrobotische Hütewiege, und Ginnimar lag ruhig in ihrem Lager davor.

»Bereit«, antwortete Sailor. Die Hände steckten tief in den Taschen seiner Sternenrobe.

»Ich ebenfalls«, sagte Valinet.

Ginnimar antwortete mit einem schwachen Kopfnicken.

Donovan leitete den Geburtsprozeß ein. Natürlich hatte die Frau keine Schmerzen, wie es vor Urzeiten vielleicht einmal gewesen war, doch in ihrem Gesicht stand plötzlich Furcht geschrieben.

Valinet trat zu ihr und hielt beruhigend ihre Hand. Nun endlich schloß Ginnimar die Augen und lächelte.

»Ich habe mich entschieden«, flüsterte sie. »Unsere Tochter soll Iridora heißen. Die Letztgeborene.«

»Ein sehr schöner Name.« Valinet schluckte. »Iridora, das ist ein guter Klang.«

»Wenn wir gestorben sind, nach dem Übertritt in Amagorta, werden die Amarena sie holen kommen. Man wird sich um Iridora kümmern.« Er verschwieg ihr absichtlich, daß die Amarena ihren Plan nicht gutheißen. Die Clique der Väter und Mütter, so wurden sie abschätzig genannt. Und das, obwohl mit Ginnimar nur eine Mutter unter ihnen war.

»Noch eine Minute«, sagte Donovan. »Bereitet euch auf den Augenblick vor.«

Eine Minute, eine kurze Minute noch... Das lichtlose Nichts des

Schwarzen Loches wurde zu einem unglaublichen, bedrohlichen Objekt. So hatte er es niemals zuvor empfunden, dachte Valinet noch. Dann kam das Kommando. »Jetzt!« rief Donovan gellend. Valinet letzter Blick traf die Hütewiege, in der Ginnimar gerade ihre Tochter zur Welt brachte. Ein hilfloses, weißes Bündel kam zum Vorschein. Doch ihm wurde bewußt, daß die Uhr seines Lebens abgelaufen war. Alles verschwand und verblaßte, selbst der wunderbare Anblick des Kindes.

Amagorta rückte in greifbare Nähe. Er konzentrierte sich, wurde eins mit seinem Körper.

Willentlich stoppte er den Schlag seines Herzens. Aus seinen Gliedern entwich die Kraft. So also war es. So ... friedlich.

Valinets Geist löste sich vom Körper. Alles, was er je erfahren und gedacht hatte, die Essenz seiner Persönlichkeit und seines Strebens, entwich durch eine offene Pforte. Da waren die Seelen der drei anderen. Donovan, Sailor, Ginnimar... Ginnimar!

Und er spürte einen Geist, der noch keine Form hatte. Iridora.

In diesen Geist wollte er alles übertragen, was er zu geben hatte. Aber Valinet fand keinen Zugang. Er begriß, daß ihr Plan fehlschlagen würde. Einen Moment lang umfing Panik sein Denken; Panik daß nun alles zu Ende war. Iridora würde erwachen, und die Wärme der Hütewiege würde sie sanft umfangen, doch sie würde ein normales Kind der Amarena sein.

Die Panik klang ab. Und ... was war so schlimm daran? Im Augenblick des körperlichen Todes verloren seine festgefügten Überzeugungen jede Grundlage...

Ein mentales Lachen brach aus Valinet hervor. Er begriff, daß es genauso gekommen war, wie es hatte kommen müssen. Ihr Vermächtnis besaß keinen Wert, in Amagorta warteten neue Aufgaben, von denen er nicht die geringste Vorstellung hatte. Seine Tochter sollte unbefangen ihren Weg gehen, nicht mit all diesem Ballast, den sie ihr zugesetzt hatten.

Iridora! rief er. *Es ist soweit! Ich verlasse dich!*

Valinet spürte, daß seine Seele unsterblich geworden war. Nun lernte er das einzige kennen, was er noch nicht erfahren hatte: den Tod. Und tief in ihm erwachte die Neugierde auf alles, was es zu entdecken

gab.

So wie in einem Kind.

8.

Gegenwart: Die Schatten der Ewigkeit

Gucky machte sich auf die Suche nach dem zweiten Nakken. Er hoffte, ohne die störende Nähe vieler Gedankenmuster besser arbeiten zu können.

»Also?« fragte Adams.

»Okay.« Rhodan deutete auf die Schaltkonsole, die sie bei Betreten des Quaders entdeckt hatten. »Aus Ayshu-pon kriegen wir nichts heraus. Also machen wir damit weiter.«

»Immerhin ist das die erste Spur«, meinte Atlan nachdenklich.

Etwa zehn Hebel ragten seitlich aus dem Kasten. Dazu kamen ebensoviele Druckknöpfe und ein erloschenes Dis-play. Es gab keinerlei Schriftzeichen.

Rhodan stand unbehaglich davor. Ein Rundblick zeigte ihm, daß die anderen ebenso ratlos waren wie er. Se-kunden später gab er sich einen Ruck. »Abwarten hat keinen Sinn«, sagte er. »Ich versuche es einfach.«

Probeweise versuchte er, der Reihe nach sämtliche Knöpfe einzudrücken. Es gelang nicht. Alle verfügten über

eine Sperre. Anschließend ging er die Hebel durch; mit demselben Ergebnis. Erst ganz zuletzt hatte er Glück. Der größte Hebel bewegte sich und schnappte in einer unsichtbaren Raste ein.

»Achtung!«

Der ganze Raum war plötzlich eine einzige 3-D-Bildfläche. Aus unsichtbaren Lautsprechern drangen grummelnde, flüsternde Geräusche. Farben tauchten auf, zerlossen wieder und stabilisierten sich endlich.

»Dies hier schickt euch Valinet vom Abgrund der Zeit.«

Worte... Aber Rhodan war sicher, daß er nichts gehört hatte. Auf irgend-eine Weise fanden die Laute dennoch den Weg in sein Denkzentrum.

»Hört her, Fremde, Kinder, Mekan-ten, wer immer ihr sein mögt. Ich er-zählte eine Geschichte. Es ist meine Geschichte; und die Geschichte mei-ner Freunde. Ach, die sanfte Ginni-mar... Aber hört! Es soll beginnen! Die Geschichte der Viperter und Es-kuquel, die Geschichte der Amarena, die Geschichte von Amagorta. Dies sind die Vier Tage der Vergangen-heit.«

Die Multivisons-Show nahm Rho-dan gefangen. Er fand sich in einer Menge von Vipertern wieder. Und von oben sank ein riesenhafter, runder Schatten herab: Die Asteroidenstadt.

*

Rhodan brauchte ein paar Sekunden lang, bis er in die Realität zurück-gefunden hatte. Dies also war die Geschichte der Archäonten, oder zumindest der erste Teil davon. Er fühlte sich, als habe er gerade einen Blick in einen unendlich weiten, schwarzen Abgrund'getan.

Seit mehr als zweitausend Jahren trug er seinen Zellaktivator.

Er war biologisch unsterblich ge-

worden, ebenso wie Atlan, Gucky oder Homer G. Adams. Er wußte, wie es war, die Jahre verstreichen zu sehen. Paradoxe-weise jedoch hatte er nie Zeit gehabt, sich als Teil der Ewig-keit zu fühlen.

Etwas in ihm schien noch immer der normale, kleine Mensch zu sein, der im Jahre 1971 mit der STARDUST zum Mond gestartet war.

»Perry?«

Das war Atlans Stimme. Rhodan drehte sich um und sah dem alten Ar-koniden ins Gesicht. »Du denkst das-selbe wie ich, nicht wahr?«

»Ja. Wie konnte aus den Amarena eine Rasse werden, die die Milchstra-ße tyrannisiert?«

»Wenn es überhaupt so ist. Denke an Machra 1.«

Der Arkonide schüttelte verständ-nislos den Kopf. »Ein weiteres Puzzle-stück. Ich will wissen, wie das Ganze zusammengehört. Ich vwill, ver-dammt!«

Eine Weile saßen sie wortlos da. Degruum, Shybat, Gawal und Adams schienen noch immer von der Kraft der Vision gefangen, Rhodan jedoch beschloß, seine Zeit zu nutzen. »Ich sehe mich noch mal ein bißchen um«, sagte er. »Bis später.« »Bis später, Perry.«

Zunächst wandte er sich den Räu-men zu, die Adams bereits zu Beginn entdeckt hatte. Er verließ das Trep-penhaus, umrundete von außen den Quader und legte in gemächlichem Tempo den halben

Kilometer bis zur rückwärtigen Pyramidenwand zu-rück.

Zehn Türen standen nebeneinander offen. Diesmal, überlegte er, hatten sie die Türen zumindest im Rahmen ge-lassen. Überhaupt stellte die Pyramide etwas Besonderes dar. Vielleicht war sie ein Museum der Archäonten.

Rhodan betrat vorsichtig den ersten Raum.

Das Ergebnis war schon vertraut -keinerlei Einrichtungsgegenstände, keine Hinweise, und dasselbe in den sieben nächsten Räumen.

Beim neunten Versuch fand er etwas.

Er wollte schon Atlan und die ande-ren zu Hilfe rufen, besann sich aber anders. Es war unnötig. Bevor er einer Nichtigkeit wegen alle zusammenrief, wollte er sich lieber selbst Gewißheit verschaffen.

Der Boden zeigte eine deutliche Schleifspur.

Rhodan bückte sich und strich mit den Fingerspitzen des SERUNS über die glitzenden Striche. Seine Finger zogen eine deutliche Spur. Es handel-te sich um Flüssigkeit.

Mißtrauisch sah er auf. Dieser Raum war der einzige, der durch eine Tür mit einem zweiten verbunden war. Die Spur führte nach nebenan. Rho-dan erhob sich. Was sollte er tun? Es gab zwei Möglichkeiten. Er konnte At-lan und die anderen doch noch zu Hil-fe rufen, oder aber...

In der Sekunde darauf entfiel Mög-lichkeit Nummer zwei von selbst.

Rhodan sah unvermittelt in die Öff-nung einer Waffe. In der Mündung glomm das Licht eines Abstrahlfelds.

Die Waffe war schußbereit.

»Kein Schutzschild. Das ... bemer-ke ich, bevor er steht. Komm her.«

Rhodan folgte ohne hastige Bewe-gung. Sollte er funken? Nein; ausge-schlossen. Sein Gegenüber hatte die Waffe. »Du mußt der zweite Nakk sein«, sagte er. »Wie ist dein Name?«

Der Nakk bewegte ratlos seine Seh-hilfen, als wisse er mit der Frage des Terraners nichts anzufangen.

»Erman-cluq«, sagte er schließlich.

»Was hast du mit mir vor, Erman-cluq?«

Rhodan hoffte nur, daß der Nakk mit seinem fremdartigen Denken nicht auf die Idee käme, ihn einfach niederzuschießen.

»Ich nehme dich mit. Komm her. Nahe an mich heran.«

Rhodan zögerte.

»Her! Schnell! Gedankenmuster ... abschirmen!«

Jetzt begriff er. Ermanciuq wollte vor Gucky verbergen, was geschah. Obwohl er gerade dies im Augenblick nicht fürchten mußte ... Rhodan lach-te sarkastisch. Der Ilt versuchte ja eben, die Gedanken der Einsatzgrup-pe aus seinem mentalen Netz auszu-klammern.

Mit einem seiner mechanischen Greiftentakel umklammerte der Nakk Rhodans rechten Arm. Behutsam schob er den Terraner vor sich her. Er schaute hinaus in den Innenraum der Pyramide, sicherte - und trat erst hin-aus, als alles frei war.

In lautloser Hast legten sie die Strecke zum nächsten Treppenhaus zurück. Rhodan sträubte sich nicht. Es hätte tödlich ausgehen können. Er-mancluq stieß ihn die Stufen hinauf.

»Gehen!« befahl er in der abgehack-ten, mechanischen Sprechweise sei-ner Art.

Rhodan folgte dem Befehl.

Die Situation war verfahren.

Gucky suchte irgendwo in der Stadt nach gerade dem Wesen, das ihn ge-fangenhielt. Und die anderen? Er fluchte, bewegte aus Vorsicht jedoch die Lippen nicht. Vor ein paar Minu-ten erst hatte er Atlan gesagt, er wolle die Pyramide erkunden.

Also...

»Weiter!« befahl der Nakk.

Rhodan konnte nur hoffen, daß Gucky die Suche bald aufgab. Dann würde der Ilt schon merken, daß sein Gedankenmuster fehlte. Ein Grinsen stahl sich auf sein Gesicht. Jedenfalls, wenn der Ilt nicht gerade an Karotten dachte.

»Du ... lachst?«

Erschrocken schloß er den Mund. Er hatte sein eigenes Gelächter nicht bemerkt.

Der Nakk starnte ihn ausdruckslos an. »Du weißt noch nicht, was dir be-vorsteht.«

ENDE

Sie erreichten Amagorta und wurden zu Zeugen der Ewigkeit.

Doch bisher haben Perry Rhodan und seine Gefährten nur einen Teil der dra-

matischen Geschichte der Archäonten erfahren. Was es mit dem Erbe des Vol-kes, das vor Äonen die Schwarzen Sternenstraßen errichtete, in Wirklichkeit aufsich hat, das erzählt Ernst Vlcek im PR-Band der nächsten Woche. Der Roman erscheint unter dem Titel:

LOGEDER UNSTERBLICHEN